



Berlin, den 10. Januar 1903.

## Luise Giron.

Zwischen Passy und Auteuil wohnten sie; dicht am boulogner Wäldchen. Ein grüner Fleck gehörte ihnen, zwei Zierbeete und dünnes Gebüsch hinter hohen Lebensbäumen, die der Neugier den Schweg sperrten. Im Haus Alles eng, im pariser Spielschachtelstil. Kleine, warme Käfige für Wellenfittiche, die einander stets fühlen, bei jeder Bewegung mit dem Gefieder streicheln wollen. Kein großer Raum; im Wohnzimmer können zwanzig Personen sitzen, wenn sie zusammenrücken. Die Frau hatte sich in das Häuschen verliebt. So still, so zärtlich, so einfach; gute Luft für das Püppchen und doch nur ein kurzer Weg bis in die Herzkammer der Riesenstadt. An geräuschvolle Geselligkeit dachte man ja nicht. Später vielleicht, wenn alles Häßliche vergessen war und André sich eine Stellung gemacht hatte. Einstweilen sollten nur ein paar zuverlässige Freunde ins Nest gucken; und dafür war Platz genug. Der Mann war nicht leicht zu überreden. Er hätte lieber in einer großen Avenue gewohnt und versucht, sich einen Salon zu schaffen. Wer sich zurückzieht, ist bald allein, sagte er und quälte die Frau mit dem Beweis, daß sie in ungewohnter Enge verkümmern müsse. Am Ende gab er nach. Er wollte korrekt sein und nicht da den Herrn spielen, wo er Wohlthaten empfing. Noch waren sie auf Luises Rente angewiesen. Trotz dem Gerichtspruch, Ihre Kaiserliche und Königliche Hoheit habe durch unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden könne (§ 1568 B. G. B.), hatte der Schwiegervater für ihren Lebensunterhalt gesorgt. Der Schmuck konnte eingelöst, das Häuschen gekauft werden. Und André bestand darauf, daß die Frau, als die Erhalterin,

auch die Herrin des Hauses sei; so gehörte sichs. Lange würde dieser Zustand ja nicht dauern. Nur ein Bißchen Ruhe brauchte er, um seine literarischen Pläne ausreifen zu lassen: dann kam der Erfolg und die Verleumder würden erkennen, daß die Prinzessin nicht eines Abenteurers Beute geworden war. Bis dahin aber sollte sie Alles nach ihrem Belieben einrichten; „nur keine schmutzigen Geldsachen zwischen uns“. Sie war glücklich. Das gemeinsame Schlafzimmer, die helle Kinderstube und Andrés Allerheiligstes wurden neu möblirt; in den anderen Räumen genügten moderne Tapeten, billige Liberty-Eleganz aus dem Louvre und recht viele frische Blumen, täglich ganz frische. Keinen Dienstbotentrost; der Portier mußte die winzige Gartenarbeit besorgen und mit zwei Mädchen, Koch, Diener und Kinderfrau kam man bequem aus. Wohlthaten? Wie er nur so reden konnte! In der Schweiz hatten sie ja von seinem Gelde gelebt; sie mußte sich, nur sie, als Schuldnerin fühlen, noch lange, — selbst wenn sie vergessen könnte, wem sie das große, das erste Glücksgefühl zu danken hatte. Er war wohl auf ein Luzzisthierchen gefaßt, das den Werth des Geldes nicht kenne? Er würde sich wundern. Eine richtige, praktische Hausfrau; ein Drache, der jeden Heller bewacht. Und gar so schmal hatten sie's nicht; die Frommen zu Hause waren im Grunde sehr anständig gewesen. Ihn dürfe die Alltäglichkeit, der Kleinram des Haushaltes nicht erreichen. Er ließ sich gefallen. Sein Portemonnaie war nie leer, sein Tisch stets gut bestellt; und wenn er fragte, hieß es: Pf! Die Heizelmännchen, die für Verliebte sorgen, ärgert neugieriges Forschen. Die böhmische Kinderfrau hörte manchmal freilich einen Seufzer. Wenn die Blumen, die Andrés so liebt, nur weniger kosteten; und die Früchte, der auf Stunden gemietete Wagen, die Kleider. Zu dumm, daß man als Mädchen nicht wirtschaften gelernt hat. Doch die Uebergangszeit währt ja nicht lange. Schon wird der Liebste von Redakteuren und Verlegern bedrängt. Und welche Wonne, ohne einschnürenden Zwang nur ihm und seinem Kind leben zu können!

Herr Giron war wirklich umworden; man bot ihm hohes Honorar. Aber er sollte immer über den sächsischen Hof schreiben. Wie er hinkam; sein erstes längeres Gespräch mit der Kronprinzessin; Schilderungen des höfischen Lebens, der Hauptpersonen; und so weiter. Das paßte ihm nicht. War er etwa nur interessant, weil Luise ihn liebte? Anfangs hatte man ihm ein Gedichtbändchen gut bezahlt; der Verleger hatte nur die Bedingung gestellt, daß der Titel laute: *Kros à la cour*. Die Kritiker nahmen die Verse nicht ernst und auf Montmartre sang man ein Spottlied: *C'était rosse à la cour!* Ein kleines Drama im Stil Verhaerens wurde von den großen Theatern

höflich abgelehnt und, als es bei den Mathurins angebracht war, nur viermal aufgeführt. Und Paris lebt so schnell, verbraucht in einem Halbjahr so viele Sensationen. Allmählich wurden die Angebote seltener; die alte Geschichte von der Kronprinzessin und dem Hauslehrer zog eben nicht mehr. Gott sei Dank, sagte André; endlich wird man mich nach meiner literarischen Leistung beurtheilen, wie jeden Anderen. Er werde ihnen schon zeigen, daß Maeterlinck nicht der einzige Belgier ist, der sich im pariser Lärm Gehör schaffen könne. Freilich dürfe man nicht Tag vor Tag zwischen seiner vier Wänden sitzen, sondern müsse sich sehen lassen, wo Tout-Paris sich versammle. Das begriff die Frau. Gewiß: wer schaffen will, braucht Eindrücke und darf nicht verjauern. Nur mitgehen mochte sie nicht. Alle Leute starrten sie an; und sie fühlte das Flüstern: Vous savez? Die könnte jetzt Königin sein; das ganze Lied wurde dann heruntergeleiert. Und einmal . . . Sie wurden einer alten Dame aus dem adeligen Faubourg vorgestellt. „Herr und Frau Girton.“ Die Vicomtesse lächelte; nur eine Viertelsekunde lang; aber das huschende Lächeln schien höhnisch zu fragen: Frau? . . . Das konnte Luise nicht vergessen. Zwar behaupteten die Freunde, Paris kenne keine Pruderie, und nannten Damen, die ohne Trauschein überall willkommen seien. Möglich. Doch wer kommt von der Kinderstubengewohnheit völlig los? Man ist eben verhärtet. Früher wars ein Hauptpaß, bohème zu spielen; man wars ja doch nicht. Sezessionistische Künstler in der Werkstatt besuchen, verbotene Bücher lesen, während der Hofkirchezeit in heller Blouse und Canotierhut aufs Rad steigen, bosshafte Epigramme dreheln, die Schwägerin mit Korphloppisduft ärgern und, unter ehrwürdigen Courtschleppen, Cocottenkleider von Paquin tragen: die rothen Köpfe der Allerhöchsten und Höchsten waren zum Totlachen. Der Rang blieb Einem; Niemand wagte sich je über die Schranken hinaus, selbst wenn eine Reckheit als Köder hingeworfen war. Jetzt . . . Alles ist anders. Nicht etwa häßlicher — im Gegentheil: zehntausendmal schöner —; nur eben anders. Man wird von den Menschen kassirt. Man hat „eine Vergangenheit“. Sehr interessant; aber die Frauen werden nie recht warm und die Herren stets allzu warm. Deshalb wars in dem Gartenhäuschen auch nie zu intimer Geselligkeit gekommen. Die vornehmen Damen, die sie auf Andrés Wunsch zum Thee oder Luncheon lud, hatten merkwürdig oft ihre Migräne und mußten im letzten Augenblick „auf das so lange ersehnte Vergnügen verzichten“. Und die Herren wurden nach dem zweiten Glas um eine Tonschwungung zu laut, warfen schmachttende Blicke und erzählten Geschichtchen, die noch nicht mauvais genre, aber nicht mehr ganz sauber waren. Unbehaglich.

Der gute, arglose André merkte nichts. Ein wahres Glück. Fühlte nicht einmal, warum sie nach dem zweiten Akt von *Le Demi-Monde* plötzlich nach Hause wollte. Seit diesem Abend klang die Rede über die verschiedenen Pflirsichsorten in ihr nach; nur nicht zu der wurmstichigen, das Stück fünfzehn Sous, gehören! An Einladungen fehlte es dem jungen Paar nicht; auch nicht an Gästen. Der Figaro wollte sie für jeden Five o'clock und die Horde der *rastacouères* drängte sich an sie. Nein. Lieber allein bleiben. Eines Abends hatte ein Radsha ihr dreimal die Hand geküßt; schließlich mußte sie dem dunklen Herrn ihre Finger gewaltsam entziehen. Merkwürdig. Sie forderte die Männer doch nicht zu dreisten Galanterien heraus, ging im Wortgefecht lange nicht mehr so weit vor wie früher; und trotzdem ringsum die Sucht, sich als Don Juan, als Verfluchten Kerl geneigter Beachtung zu empfehlen. Eigentlich . . . Wenn man nachdachte, wars nur natürlich. Man ist einmal vom Weg abgewichen und hat den Ruf der *grande amoureuse* erworben. Alle sahen, Alle wissen es. Das reizt. Was einmal geschah, kann wieder geschehen. Jeder bildet sich ein, es mit dem dürstigen Herrn Giron am Ende noch mühelos aufnehmen zu können. Hübsch abwarten, bis die richtige Stunde und Stimmung sich einstellt; Hauptsache: immer da und bereit zu sein. Einer von Andrés Freunden hatte es brutal herausgesagt. Sie galt als gute Beute; und wer ihren Ersten auszustechen vermochte, hatte als Rabatt eine Bombenreflamme. Also mußte sie sich doppelt vorsehen, stets korrekt sein und ausgelassene Lustigkeit meiden. Kein Glück ohne Leid; und ihr blieb ja noch ein ganzer Himmel. Damit tröstete sie sich. Aber wie wunderbar das Leben ist! Da hat man sich über so Vieles hinausgesetzt, um frei zu sein, an kein enges Vorurtheil, kein Hofsphilisterium gebunden, — und muß nun ängstlicher jede Silbe auf der Zunge wägen als einst im Schloß. Allein durch die Straßen radeln? Sie hätte bald Begleiter gefunden. Kein auffallendes Kleid, keinen phantastischen Hut durfte sie sich gönnen. Stille Weiblichkeit; sonst hielt man sie für eine Abenteurerin. Sogar Korymbos war nicht mehr möglich, mußte durch ehrbareren Duft ersetzt werden.

Das war auch ein Grund, der sie im Haus hielt. Fünf Kinder leben im Königsschloß, zwei sind früh gestorben, eins hat sie sich gerettet. Acht Schwangerschaften in elf Jahren: jünger wird eine Frau davon nicht. Und darf sie sich obendrein nicht nach persönlichem Geschmack kleiden, ein Bißchen extravagant, anders, als die Mode den Sittsamen vorschreibt, dann droht ihr die Gefahr, neben dem Zwanziger welt auszusehen. „Dir, armes Hässerl, schaut ein Blinder an, was Du durchgemacht hast“, hatte Bruder

Leopold gerufen, als er, nach langer Pause, wieder einmal zu ihnen kam, „ins Paradies“. Ihr sagte er damit nichts Neues. Sie sah den Verfall ihres Leibes, die Krähenfußspur um Augen und Mund, die gilbende Ueberreife des weichen Fleisches. Eine ganze Weile noch konnte man mit Tonics, kosmetischen Mitteln, Toilettenkünsten nachhelfen. Aber gerade sie durfte nicht aufpassen, sich nicht schminken, nicht allzu süßen Wohlgeruch verbreiten. So blieb sie lieber bei dem Kleinen und begnügte sich mit dem Vergnügen, ihren André für die Pariser zu putzen. „Du: eigentlich wohl für die Pariserinnen?“ Er lachte leise; es sollte Geringschätzung ausdrücken und verrieth, daß Männchen an der richtigen Stelle gefügelt war. Er! Als ob er einen Fuß über die Schwelle setzen würde, wenn er nicht müßte; seiner Arbeit, seiner Pläne, seiner Beziehungen wegen. Galeere, mein Herz; sei froh, daß Dir das Rudern erspart ist. Dabei streichelte er sie mit der weißen, schmalen, soignirten Hand, die zuerst ihr Auge auf ihn gelenkt hatte — die grazios gekrümmten Nägel glänzten immer so unheimlich —, und warf einen letzten Blick in den Stehspiegel. „Warte heute nur nicht; es kann spät werden und Du siehst abgespannt aus.“

Dann saß sie und träumte. Was soll Unserens thun, das nicht arbeiten gelernt hat und fast nie allein war? Lesen strengt an. Klavierspiel stimmt abends leicht traurig. Die Hofberichte durchstöbern; überall Bekannte, Verwandte; und doch: wie weit! Neulich war der Balkanfürst, den sie als Mädchen gern gehabt hatte, ins Haus geschneit. Inognito; aber sehr artig und sehr herzlich. Und hatte einen ganzen Korb voll Klatsch mitgebracht; neueste und allerneueste Skandale. So munter war Zuise lange nicht gewesen. Man hat eben den selben Ton in der Kehle. Das verlernt sich nicht. Keine Anspielung; sie konnte glauben, ein gekrönter Vetter besuche sie an der Elbe. Und als sie von Vergangenen anfing und sich nicht schonte, tröstete er. „Sehr verständig und tapfer, daß Sie den Wunsch geopfert haben, die Kinder wiederzusehen. Ist gewiß schwer geworden. Wäre aber höchstens eine halbe Sache; die Oberhofmeisterin säße stoffsteif daneben, jedes Wort würde zehnmal im Mund umgedreht und es käme zu keiner Intimität. Wichtigste Lebensregel: Konsequenzen auf sich nehmen. Daß die kleine Gesellschaft gut versorgt ist und der Kronprinz wie der strammste Rekrut exerzirt, wissen Sie ja. Schädigung des monarchischen Prinzips? Lassen Sie sich nur nicht von solchen Grillen plagen, liebwerthe Frau Base. Alles geht seinen Gang. Ihre That hatte, wie die meisten Dinge, auch eine nützliche Seite, — für uns, meine ich; für Sie natürlich nur solche. Seitdem schleicht nämlich das Gerücht umher, wir Landesväter, Landesmütter und so weiter führten ein Jammer-

leben, hätten weniger Freiheit als unsere Sakaien nach Feierabend und blieben nur aus Pflichtgefühl im goldenen Bauer. Das schmeckt den getreuen Unterthanen wie frischer Käsekuchen. Unter uns können wir ja gestehen, daß es nicht immer ganz so schlimm ist und Mancher von Gottes Gnaden sich amüßet, als hätte er siebenmal in der Woche Geburtstag. Jedenfalls brauchen Sie sich nach dieser Richtung keinen Vorwurf zu machen. Sämmtliche Throne und Thronchen stehen noch; und Friedrich August konnte das Bischofsmärtyrerglorie brauchen.“ ... Ein paar behagliche Stunden, an die sie gern zurück-

nach. „Sagen Sie, Herr Fürst, eine Erwählung gemacht, bitte, die die Schicksale, nach einem Orden klang. Der Fürst war fein drüber hinweggeglitten, hatte am nächsten Morgen aber geschrieben, leider müsse er selbst sich die Erfüllung eines Wunsches versagen, die nahen Verwandten eine demonstrative Unfreundlichkeit scheinen könnte. Wieder artig und herzlich; doch sie fühlte: er würde ihr Haus nicht mehr betreten ... Der Liebste stieß ein Rauchwölkchen durch die Nase, ließ die Nägelfront im Sonnenlicht funkeln und sagte: „Der Herr Cousin ist ein Eretik; wäre übrigens der Erste aus der edlen Verwandtschaft, der für mich einen Finger rührt. Die lassen Einen sicher verhungern.“

Von dem bösen Wort blieb eine Narbe. Die brannte, wenn die Einsame vor sich hinsann. Ihn hatte sie schnell entschuldet. Mußte er nicht mehr von diesem Herzensbund erwarten? Hatte sie selbst nicht mit an den Luftschlössern gebaut, — damals, im Schulzimmer der Kinder, wenn die Kleinen sich nebenan austollen durften und sie Beide, zwischen zwei Küffen, einander zärtlich den Cigarettenrauch in den Mund bliesen? Da war sie das Wunder in seinem armen Hofmeisterleben. Nicht im frechsten Traum hätte er solche Umarmung zu hoffen gewagt. Hindernisse? Sie lachten. Eine Kaiserliche und königliche Hoheit bleibt, auch wenn sie der Fessel entlaufen ist, eine Großmacht und ist im Exil noch stark genug, um den Mann ihrer Wahl über die Heerde zu erhöhen. Jetzt? Er jagt dem Erfolg nach und kann ihn nicht haschen. Die Männer rümpfen die Nase. Monsieur Alphonse. Daudets allerliebste ruchloser struggeforlleur. Geschlechtsneid? Ganz sicher; eben so aber auch, daß er die große Leistung immer nur ankündete, nie vollbrachte, trotzdem es ihm an „Beziehungen“ und „Eindrücken“ nicht mehr fehlen konnte. Auf die Frauen wirkte er mit dem Nimbus des homme à femmes. Es giebt hübschere Männer; wer aber sehnt sich nicht in den Arm Dessen, dem eine Königskrone geopfert wurde? „Sehen Sie nur diese Augen! Ich werde jedesmal roth, als könnten Blicke entleiden.“ Das Alles wußte Luise. Der Citle kann die Triumphe seiner Männlichkeit nicht verschweigen; und schwiege

er: letzte Liebe hat scharfe Witterung. Sie zwang sich zu nüchternem Rechnen. Höher hinauf konnte ihn nur die Hand einer Frau führen. Er konnte der *béguin* einer Rana werden, die ihre Freunde für ihn alarmirte, ihn von ihrem Deputirten für die Ehrenlegion empfehlen ließ und in Schäferstündchen die Preßtyrannen für das neue Talent gewann. Oder der Mann einer Millionärin von drüben, die in der fünften Avenue mit dem Entführer einer Kronprinzessin aus kaiserlichem Blut prunken möchte. Das waren seine Chancen; welchen anderen lief er denn auch so hastig nach, durch Salons, Theater, Restaurants? Sie war ihm längst die Alltäglichkeit. Eine alternde Frau, deren Leib die Male der Mutterschaft trägt und deren Härlichkeit leicht zur Last wird. Die Anderen sehen besser aus, duften erotischer, haben die flinke Zunge, den behenden Geist, die rasche Replik der Pariserin; und den Reiz des Unerforschten, das neue Sensationen verspricht. Was er von ihr haben konnte, hat er gehabt. Klasse nennt mans bei Kumpferden. Das war aber auch der einzige Gewinn. Die Lustschlösser lagen in Trümmern. Und wer einmal bis zu solcher Hoffnung geklettert ist, fühlt sich im Erdgeschoß eines Gartenhäuschens nicht mehr lange wohl. Wenn sie sich wenigstens als Schenswürdigkeit verwenden ließe! Aber sie hatte hunderttausend uralte Vorurtheile. Keine Gesellschaft paßte ihr. „Lieber Himmel: in unserer Lage darf man nicht so wählerisch sein!“ Kein Stil in diesen Prinzessinnen aus mediatisirten Häusern; werden, wenn das Bischen Hofstaat fehlt, gleich bourgeois und positiven ehrbare Hausfraulichkeit. Ob es einen Sinn habe, jeden Sonnabend die Ziffern zu addiren, die der Koch in das Wirthschaftsbuch schreibt. Die Einkaufspreise kenne sie ja doch nicht und der Kerl zieht ihnen täglich das Fell über die Ohren. Und die Leute lassen sich nichts sagen. Behutsam, wie mit rohen Eiern, müsse man mit der Sippchaft umgehen. Sonst kommt wie mit der Kinderfrau, die auf eine Rüge antwortete: „Bin ich ehrlich getraute Frau!“ Herunterschlucken; denn das Kind ist „an die Theresie gewöhnt“.

Nach diesem Gespräch hatte es einen Sturm gegeben; den ersten, den die Frau ausbrechen, austrafen ließ. Eine von den graujigen Stunden, wo zwei an die selbe Planke geklammerte einander alten Groll ins Gesicht speien, zwei Rasende den Verband von den Wunden reißen und mit den blutigen Fegeln einander peitschen, bis Beide ganz morisch sind, entgeifert, vom Blutverlust erschöpft und nur, mit zitternden Nerven, noch röcheln können.

„Leibest Du etwa darunter? Du siehst die Alte ja nicht“.

„Unter der schiefen Situation leide ich. Komme nicht zur Arbeit“.

„Jeder muß die Folgen seiner Handlungen tragen“.

„Nicht Alles läßt sich voraussehen. Und . . . Handlungen?“

„Ja. Oder warst Du vielleicht willenloses Opfer?“

„Der Jüngere jedenfalls; und der Unerfahrenere.“

„Ach? Dann habe ich Dich wohl aus dem Glanz gelockt? Und geträumt, als ich das Fied von dem Märchenglück vernahm, das unsrer harre?“

„Keine Generalabrechnung, bitte. Du warst nicht mein einziger Trumpf, ich nicht Deine erste Entgleisung. Irrenhaus ist schlimmer.“

„Willst Du diese Spulgeschichte jetzt mir erzählen? Der alte Kaiser hatte mir sein Wort verpfändet. Alles sollte still beigelegt werden. Das paßte Dir nicht. Nun weiß ich, warum ich all diesen Zeitungsmenschen Rede stehen und meine Schande auf den Markt schleppen mußte. Die Verwandten sollten eingeschüchtert werden. Darum die Parole: Ohne Skandal gehts nicht. Ich war so verwirrt — im fünften Monat! —, so ganz aus den Wurzeln gerissen und in meiner späten Liebe so blind, daß ich Alles geschehen ließ, Alles richtig fand, was Du sagtest und thatest. Ich belog mich selbst, wollte mir selbst nicht bekennen, daß ich dem Trieb folgte, und schob's auf Hofintriguen, Familienknechtschaft, unerträglichen Zwang. Und das Alles sagte ich fremden Leuten, die nur daran dachten, Pisantes zu drucken. Du konntest mir's ersparen“.

„Dank. Irre ich: oder flohst Du allein?“

„Weil ich nicht lügen mochte. Weil ich Dein Kind . . .“

„Mein Kind? Hum . . . Daß die kronprinzliche Familie einem freudigen Ereigniß entgegenstehe, hatte ich schon recht lange vorher in Amtsblättern gelesen. Solche Notizen werden vor der Veröffentlichung dem Hausherrn doch wohl vorgelegt. Ich habe nie zu seinen Bewunderern gehört, bezweifle aber, daß sein Ehemannsglaube bis zu unbefleckter Empfängniß reicht; auch wetterer Frömmigkeit hat ihre Grenze. Also muß er Gründe gehabt haben, über die Verkündung neuer Vaterschaft nicht erstaunt zu sein. Ich war nur ein kleiner Gehilfe im Dienst Seiner königlichen Hoheit. Keine majestätischen Blicke, Louison; bist ja nicht mitgekrönt worden. „Unsitthliches Verhalten!“

„Das sagst Du mir?“

„ . . . War ich's nicht, wars eben ein Anderer!“

Aus dem Bierbeet hinter den Lebensbäumen schauten Primelköpfchen ans Licht. Am See muß es heute schön sein. In der Zeitung steht: „Der König von Sachsen ist mit seinen Kindern in Salzburg zum Besuch eingetroffen.“ Frohe Ostern für die kleine Gesellschaft . . . „Ziehen Sie das Kind warm an, Therese; wir wollen ausfahren.“ „Wohin befehlen?“ „Zus Freie. Zum Pavillon d'Armenonville zuerst; ich will lustige Menschen sehen.“





## Peter Iljitsch Tschaikowskij.

Seine bekannte Thatsache ist, daß sich die Masse der Kritiker und der Laien niemals so gründlich blamirt wie dann, wenn es gilt, zu neuen Erscheinungen Stellung zu nehmen und ihre wirkliche kunstgeschichtliche Bedeutung festzustellen. Eben so sicher ist aber, daß sich selbst Musiker von Fach, wenn — oder besser noch: weil — ihnen meist die umfassende Vorbildung fehlt, die stärksten Blößen geben, wenn sie für „Novitäten“ eintreten und durch Ausnahme in ihre Programme neue Werke sanktioniren wollen. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß so maßlos schlechte Musik, wie sie August Klughardt zu einem so hoffnungslos dürftigen Text wie der „Zerstörung Jerusalems“ geschrieben hat, in zwei Jahren im Triumph durch die deutschen Städte zog und daß sich selbst ganz bedeutende Musiker nicht schämten, mit solcher Geschäftswaare den Geschmack ihrer Ehre und ihres Publikums vollends herunterzubringen. Daß unfähige Kritiker und schlecht berathene Dirigenten trotz der kläglichen Minderwertigkeit des ersten Werkes auch noch zum Lob und zur Aufführung des neuen Oratoriums „Judith“ schreiten, beweist nur, daß der Muth, einmal geliebtes Schlechtes nicht fallen zu lassen, reichlich vorhanden ist. Das sachliche Urtheil hat in dem Fall Klughardt fast überall versagt. Es hat auch nur spätlich und schüchtern sich hervorgemagt bei einer nicht gleich tollen, aber ähnlich charakteristischen Sache, bei dem Tschaikowskij-Rummel der letzten Jahre. Daß es den gab und giebt, ist nicht zu leugnen. Die zahlreichen Aufführungen seiner Werke und die Art, wie die Kritik sie aufnahm, die Rangordnung, die man aufstellte, die Einmüthigkeit, mit der man Tschaikowskij neben unsere Großen und Größten stellte, sind die besten Beweise dafür.

Tschaikowskij gehört heute zu den Herrschern im deutschen Konzertsaal. Die meisten Referenten verhimmeln ihn, da er bei Dirigenten und beim Publikum beliebt ist. Wollen wir nicht, daß alle Abstände verloren gehen und daß man in die Gesellschaft unserer ersten Meister wenigstens auf einige Jahre oder Jahrzehnte diesen Russen einschmuggelt, so dürfte eine sachliche Beurtheilung des positiven Werthes seiner Kunst also gerade jetzt sehr am Plage sein. Diese Beurtheilung gilt selbstverständlich für deutsche Verhältnisse. Sie soll feststellen, was für uns Deutsche Tschaikowskij bedeuten kann. Um das Resultat vorwegzunehmen: Für die Weiterentwicklung der deutschen Kunst ist Tschaikowskij ohne jede Bedeutung. Er muß ohne Bedeutung sein, weil die Kulturstufe, mit der der größte Theil seiner Werke rechnet, in den großen Leistungen unserer Kunst längst, seit Jahrhunderten schon, überwunden ist. Es ist ja an sich ganz unmöglich, daß eine in ihrer Gesamtheit noch kulturell so wenig entwickelte Nation in der subtilsten Kunst plötzlich nicht nur

Gleichwertiges, sondern sogar für die alten Kulturnationen Vorbildliches leisten könnte. Schon Das ist ein Konfess. Auch ist Tschaikowskij selbst in seiner Bedeutung für Rußland durchaus kein Genie. Dazu ist er viel zu sehr abhängig von der westeuropäischen Kultur. Er ist ein hervorragend begabter Musiker, der außerordentlich viel gelernt hat, einen ganz außergewöhnlich entwickelten Klanginn und großes Geschick besitzt, klingende, wacker:

„wauif zu' jayrewen, und oel in' d'ur Leayst zu wäure st. Der Grundmangel seines Wesens ist der Mangel an Kultur des Geschmades, an geistiger Tiefe und Größe, an Fähigkeit, große Formen wirklich zu füllen, thematisch im Sinne Beethovens zu arbeiten, seine Gedanken musikalisch-logisch zu entwickeln. Die Gedanken selbst aber stehen fast stets auf Empfindungsstufen, die für die großen, symphonischen Formen zu niedrig sind. Wie bei Anton Rubinstein, begegnen wir ganz ausgezeichneten Einfällen. Aber es fehlt die Kraft, die großen Augenblicke festzuhalten, das Gefühl dafür, daß solche Blitze eine Umgebung brauchen, daß sie komoedienhaft wirken, wenn sie zwischen Alltagsgesprächen trivialster Art aufleuchten. Das ist eben keine vollendete, gestaltete Kunst in unserm Sinne.

Um Tschaikowskij gerecht werden zu können, muß man fast alle Forderungen vergessen, die man an moderne Kunst zu stellen gewöhnt ist. Das Grundelement eines Wesens ist die naive Freude an Klang und Rhythmus und die spielende Beschäftigung mit diesen Elementen. Wagt sich aber Jemand mit solchen Voraussetzungen und ohne die nöthige Schulung des Geistes und Geschmades an die höchsten Aufgaben einer Kunst, so muß sich mit Nothwendigkeit ein Miß, ein Mißverhältniß ergeben. Kleine Kinder reden dummes Zeug, wenn sie Schopenhauer plappern wollen. Ich muß immer an den Standpunkt des Kindes denken, wenn ich Tschaikowskij höre. Wie Kinder sich unbändig freuen, wenn sie mit beiden Armen aufs Klavier patzchen dürfen, wie sie einen großen Farbenlecks aufs Papier machen und über ihr „Bild“ ganz glücklich sind, wie sie mit einem endlosen „Läh, Läh, Läh“! im Zimmer herumziehen können, stolz auf ihren „Gesang“, — so ist Tschaikowskij vielfach, ja, meist von einer Genügsamkeit und Anspruchslosigkeit in geistigen Dingen und hat eine Lust am bloßen Musik- und Lärmmachen, die unersichtlich wäre, wenn man nicht an die Kinderschuhe dächte, in denen diese russische Musik eben noch steht.

Man sehe sich Werke wie Tempöte, op. 18, den Slavischen Marsch, op. 31, die Overture „1812“, op. 49, das Capriccio italien, op. 45, an; man denke an die Allegro-Sätze seiner Symphonien, die Kraftstellen seiner symphonischen Dichtungen. Sinds hier nur unsere deladenten Nerven, die sich gegen diese Kraftmeierei auflehnen? Ist Das wirklich Urkraft oder nicht vielmehr Unfähigkeit, Kraft innerlich auszudrücken? Solche Apothosen

des Rhythmus und der Klangstärke pflegen wir uns für Schützenfeste und Industrieausstellungskneipenviertel aufzuheben. Oder sollen wir Denen Recht geben, die die Banalität der dabei zu Tage geförderten Melodien als glückliche Anzeichen gesunden, urwüchsigem Empfindens bezeichnen? Ich bin gewiß der Letzte, der eine einfache Melodie, selbst wenn sie zum Trivialen neigt, am rechten Platz nicht gelten ließe. Aber welcher gewaltige Unterschied zwischen der melodischen Simplizität der Italiener und diesen russischen Importen, die sich dann noch in ein symphonisches Mäntelchen hüllen, um „künstlerisch“ zu werden. Nichts ist lächerlicher als der Versuch, zum Schutz der russischen Banalität die reiche melodische Gewalt der Italiener anzuführen. Denn gerade hier ist Tschaikowskij Nachempfunder fremder Gefühle. Anklänge sind ja bei ihm überhaupt leicht zu finden; er holt überall, wo es was „Klingendes“ giebt, bei Händel wie bei Gounod, bei Schumann und Bizet. Das Schlimmste aber ist, daß er mit simplen Melodien, die Allerwelteigentum sind und eigentlich gar kein Gesicht haben, anfängt, symphonisch zu arbeiten.

Seine eigenen thematischen Gebilde gehören in der Hauptsache in zwei Familien. Die einen sind handgreifliche, etwas plumpe, mit Blech gepanzerte Rhythmen, die in Kraftmeierei das Mögliche leisten. Die anderen sind sentimental, oft bis zum Salonstückton hinunter. Bei ihrem Mangel an Tiefe und Geschmack wird man oft an den Typus des liebenden Dienstmädchens erinnert. Das ist eben die Poesie und Empfindungsfähigkeit einer tieferen Kulturstufe. Unter diesem Mangel an höherer, größerer Lebensstimmung leiden auch Tschaikowskij's Lieder, die meist in der Mitte zwischen Naivetät und Pose, zwischen Theater und Volkston zu schweben versuchen. Das ist eine Unnatur, die wir den Schreibern unserer schlechteren Salonmusik zu überlassen pflegen.

Ich sprach vorhin von der kindlichen Spielfreude an der Musik und muß darauf noch einmal zurückkommen. Man wird beobachten können, daß ein Kind auf einem Klavier mit Vorliebe entweder in den kraftvollen Bässen Lärm schlägt oder im höchsten Diskant Spielhofenmusik macht, entweder Kraftproben seiner Kehle zu geben oder im Flüsterton zu reden liebt, den Harlekin prügelt und auf den Boden wirft und dafür die geliebte Puppe mit unendlicher Zärtlichkeit behandelt, beim Kaufmannspielen für ein paar Rosinen entweder zehn Mark oder gar nichts verlangt, am Liebsten aus einer ganz großen oder aber einer ganz winzigen Tasse seine Milch trinkt. Das Extreme auf beiden Seiten macht ihm mehr Eindruck, interessiert mehr, ist ihm verständlicher, sagt ihm mehr als die unauffällige Mittellinie. Haben wir in Tschaikowskij's Kindermusik nicht die selben Sprünge von einem Extrem zum anderen? Des „Läh, Läh, Läh-Lärmes“ gedachte ich schon. Dicht daneben aber steht die Spieldose. Hat der Gewaltmusiker genug Blut ver-

gößen, genug in der Hölle gewüthet, so wird er zur Abwechslung „klimperig“. Das Wort ist hart, aber es ist so. In den Suiten Tschaikowskij's stecken die besten Beispiele für diese Art Musik. Ich denke dabei nicht an die recht überflüssige Verinstrumentirung mozartischer Kunstwerke in der Suite „Mozartiana“; ich verurtheile auch nicht an sich die Zusammenstellung von Balletstücken zu einer Klavier-Suite. Ich habe gegen die billigen Scherze solcher Werke nichts einzuwenden. Hat ein ernster Komponist Sinn und Zeit dafür, so mag er sie schreiben. Aber man lasse die Musik da, wo die Ballettenschen als Blumen, als Arabermädchen oder Chinesinnen ihre Pas machen. Bringt man, wie es jetzt Mode wird, den chinesischen Tanz für Flöte, Fickelflöte, Fagotte, Glockenspiel und Streichorchester in den Rahmen eines ernstern Konzerts und spekulirt damit und mit der Marche Miniature aus der ersten Suite auf den Tacaporus bei der blöden Menge, dann verwischt man eben gänzlich die Unterschiede zwischen Kunstpflege und Bierkonzert. Und ein großer Theil der Musik Tschaikowskij's ist eben nichts als sehr gut gemachte Musik für Garten- und Bierkonzerte. Warum veranstaltet man denn nicht einmal, wie ichs nun schon oft genug empfahl, einen Konzertabend, der diesem leichten Genre gewidmet ist und solche instrumentalen Prestifänste in vollendeter Weise vorkührt? Da sind solche Stücke am Platze. Nur vergesse man dann nicht, daß man, zum Beispiel, in der Serenade und dem Alt-Wiener-Reigen für Streich-Orchester (bei Schott in Mainz erschienen!) von Oskar Strauß, der bei den Pächtern der höheren Kunst gern mit einem *fi done!* abgethan wird, Stücke ganz ähnlicher Art hat, die nicht mit den plumpen Effekten des Russen arbeiten.

Tschaikowskij hat ja auch viel Sinn für Tanzmusik. Leider denkt er aber oft, wenn er einen Walzer in ein Werk höherer Stilordnung einflieht, er müsse um der „Kunst“ willen etwas kunstvoller schreiben und den armen Walzer rhythmisch und harmonisch recht komplizirt machen. So kommen denn Kuriosa zu Stande, bei denen man sich alle Glieder verrenken kann und bei denen alle Walzereligkeit dahin geht. Als ob nicht der Walzer gerade dann eine höchste Kunstleistung in seiner Art bedeutet, wenn er ein echter Walzer ist! Freilich: viele Kunstwalzerdrehkünstler von heutzutage bringen nur darum so edige, lantige Monstra aus ihren Drehbänken, weil sie weder den Kopf noch das Herz noch den Griff für einen richtigen Walzer haben.

Natürlich ist mit dieser Charakteristik das Wesen Tschaikowskij's nicht erschöpft. Er hat sehr viel gelernt, hat sogar die deutschen Einflüsse so stark auf sich wirken lassen, daß die echten Russen in der Musik ihm seinen Abfall von der Nationalmusik vorwarfen. Sie haben Recht, wenn sie unter Nationalmusik die Verwendung volkstümlicher Elemente verstehen. Sonst aber ist in seinem ganz n Kulturstandpunkt auch Tschaikowskij noch russisch genug.

Sehr viel merkt man von dem Einfluß Schumanns. In seinem Stil, nur um einige russische Nuancen bereichert und etwas von der Haus- zur Salonmusik neigend, sind die kleinen Klaviersachen geschrieben. Hier haben wir die besten Gaben Tschaikowskij's zu suchen, hier decken sich Inhalt und Form, hier reichen die seelischen Kräfte zur Beherrschung des Musikalischen aus. Ähnliches gilt von seinen Kammermusikwerken. Auch hier sind die westeuropäischen Einflüsse nützlich verwertet; die Zusammensetzung des Instrumentalkörpers bewahrt vor den Extremen im Klangspielerischen und die gediegene Arbeit des Komponisten im Verein mit seinem Sinn für Klang läßt eine ungetrübte Freude an diesen Werken aufkommen.

Ueberhaupt ist ja bei Tschaikowskij das leichte Schaffen, der Reichtum seiner Einfälle, die Sicherheit seiner Gestaltung, die außerordentliche Geschicklichkeit im Satz sehr zu rühmen. Ein besonderer Vorzug ist seine Instrumentation, die wirksam ist wie die ganz weniger Musiker. Natürlich giebt's auch hier, wenn man näher zusieht, typische Manieren; man denke an den beliebten Wechsel zwischen der Streicher- und der Holzbläsergruppe, an die Vorliebe für tiefe Klarinetten und Fagotte, die Sechzehntelpassagen des ganzen Streichorchesters, die ja stets mit tödtlicher Sicherheit zünden, dann an die schon geschilderten Lärmzenen. Das Alles erlaubt uns nicht, von einer durchgeistigten, kunstvollen, sondern nur, von einer äußerst brillanten, für die Zwecke der Augenblickswirkung allerdings geradezu musterhaften Instrumentation zu reden.

Der geistige Gehalt der großen Orchesterwerke ist oft bedenklich schwach oder rückständig. In der symphonischen Dichtung oder Ouvertüre „Romeo und Julia“ wird der Komponist dem Dichter durchaus nicht gerecht, weder im Kampf der feindlichen Häuser noch in der Liebezene. Er giebt eine neue Variante: Romeo und Julia in Rußland. Die Manfred-Symphonie beweist in dem Außererlichen ihres Aufbaues, daß sie den Fortschritt, der seit Verlioz durch Liszt gemacht war, nicht benutzen will, daß die moderne Auffassung der Programmmusik für sie nicht vorhanden oder nicht verstanden ist.

In seinen Programmmusiken sind es besonders Fehler poetischer Natur, die Tschaikowskij nicht zur befriedigenden Lösung des Problems gelangen lassen. In seinen Symphonien und Suiten fällt ein anderer, technischer Mangel schwer ins Gewicht, die Art der thematischen Arbeit. Tschaikowskij ist es meist versagt geblieben, seine Gedanken organisch zu entwickeln, seine Themen wirklich in einander zu arbeiten, also musikalisch zu gestalten. Das echt symphonische Element fehlt. Er liebt das Variiren, auch wo er nicht ausdrücklich schreibt: Tema con Variazioni, und zwar nicht das Variiren im Geiste von Beethoven oder Brahms, das Neuschaffen, das Umgestalten, sondern das Farbwechseln, das Neu-Austreichen. Die Themen werden nicht

entwickelt und motivisch verarbeitet, sondern aufgestellt, dann in immer neue Farben getaucht und dem Zuschauer wieder und wieder gezeigt. Die frische Farbe glänzt natürlich und den Kindern im Publikum macht's viel Spaß. Die strahlen und klatschen in die Hände: immer wieder der selbe Holzmann mit den bösen Augen, bald schwarz, bald roth, oder das selbe steife Mädchen, bald blau, bald grün. Das ist ganz im Sinn einer unentwickelten Kultur: nur klangliche, oft kaum rhythmische Neugestaltung, keine wirkliche Variation. Wohl gemerkt: ich rede von Sätzen, die nicht als Variationen bezeichnet sind.

Auch die unbarmherzige Länge der meisten Stücke erklärt sich aus dieser Art des Aufbaues, die, ähnlich den Permutationen mit Zahlen, nicht leicht zu erschöpfen ist.

Doch endlich muß ich auf die Frage Rede stehen: Warum aber ist denn dieser Tschaikowskij, von dem hier so viel Böses steht, so beliebt?

Ich habe manche Gründe schon nebenbei erwähnt und wiederhole vor allen Dingen: Tschaikowskij ist ein in seiner Art durchaus echter Musiker mit außerordentlich viel Temperament, leichter und, wenn man's äußerlich nimmt, reicher Erfindung, einer, der was kann und gut verwert'et, was er kann; in kleinen Formen, und wenn er sich mal konzentriert, sogar ein Poet. Ein großer Vorzug ist weiter: seine Sachen klingen. Er giebt den Ohren, was der Ohren ist, gönnt ihnen neben ein paar eingänglichen Melodien, die ohne besondere Gefühlsstiefe sind, also nur äußerlich wohlthun, eine ordentliche Dosis elementarster Nervenreizungen. Erst streichelt er und wiegt in spießbürgerliche Behaglichkeit, dann reißt er plötzlich mit sich fort. Er wählt keine Tiefen auf, bringt keine inneren Lebensmächte in Bewegung, aber er bietet frisches, ermunterndes Leben. Mit ein paar Läufen, einer Theaterfretta, einem tüchtigen Fortissimo brennt er ein Feuerwerk ab, das blendet und den guten Konzertspieler glauben macht, er habe eine Leidenschaft gehört.

Daß Alles klingt, hilft zur Anerkennung. Wir Deutschen denken angeblich oft zu viel in der Musik. Es kommt zwar immer noch darauf an, wann, wo und wie. Aber Tschaikowskij's Erfolge lehren uns, daß das Volk auch klingende Musik braucht. Trotzdem sollten wir uns diese Weisheit nicht erst von einem Russen predigen lassen. Wir haben bessere Vorbilder bei den göttlichen Italienern, bei Franzosen und bei uns selbst.

Ein weiterer Vorzug der Musik Tschaikowskij's, der ihr rasch Boden gewann, ist ihre Genügsamkeit in den Anforderungen an den Geist der Zuhörer. Er geht fast nie in die letzten Tiefen der seelischen Regungen hinab, in die nur Wenige zu dringen vermögen; die Geheimnisse der Kunst und des Lebens bleiben unberührt liegen. Er bleibt in einer mittleren Sphäre und giebt leicht verständlichen Empfindungen, wie Freude, Trauer, Liebe, Stolz, Sehnsucht, Hoffnung, in ihren allgemeinsten Abstufungen deutlich greifbaren

Ausdruck, vermeidet Konflikte und Verschlingungen, seine Beziehungen und innerliche Entwicklungen, giebt Eins nach dem Anderen und wiederholt's oft genug, um verstanden zu werden. Das gefällt. Das hat auch seine Berechtigung und ist verdienstlich. Besonders, wenns mit so rechtem musikalischen Empfinden und so viel Lebenswärme ausgesprochen wird wie bei Tschaikowski. Aber man soll den Künstler, der in diesen Bahnen wandelt, nicht neben den Großen im Reich des Geistes der Musik nennen, soll den Abstand wahren, der ihn von ihrer einsamen Höhe trennt, trotzdem er in verschiedenen Werken den Anlauf zur höchsten Kunst genommen hat. Wir haben thatsächlich, wenn auch kaum ganze Werke, so doch einzelne Sätze von ihm, auf die die bisher gemachten Ausstellungen nicht anwendbar sind, in denen er weder brutal noch trivial noch kümperig ist, in denen er all die schönen Kräfte seiner Musikernatur fest zusammenfaßt und eine wirklich geschlossene Kunstleistung giebt. Schon bei den Quartetten — das berühmte A-moll-Trio hat auch seine schwachen Krümmlichkeiten — ist Das rückhaltlos anzuerkennen. Auch das Violinkonzert und das Klavierkonzert in B-moll — das in G-dur ist fürchterlich! — werden in der Gattung, der sie angehören, immer zu den besten Leistungen gehören. Das Höchste aber sind die ersten Sätze von Werken wie der Manfred-Symphonie, die als Ganzes abzulehnen ist, der E-moll- und H-moll-Symphonie. Daß man Tschaikowski überhaupt unter die Götter der Musik versetzt hat, dankt er ja dieser H-moll-Symphonie. Ich kann nur den ersten Satz bewundern, den allerdings uneingeschränkt. Er ist eine Leistung ersten Ranges, die zeigt, daß der Russe eine außerordentliche musikalische Kraft besaß, wenn er sich einmal an eine große Idee hingab. Aber er war eben ein Kind einer unentwickelten Kultur. Er konnte nicht lange auf der Höhe bleiben. Und so sind schon die beiden Mittelsätze wieder ein Rückfall, der eine eine niedliche, nur zu lang gerathene Spielerei im  $\frac{3}{4}$ -Takt, der andere eine Volks- und Soldatenszene, bei der Bizet Pathé gestanden und den Gevatterbrief in ein paar Seiten Carmenpartitur eingewickelt hat. Auch der letzte Satz ist lange nicht so bedeutend, wie die Anbeter des Werkes behaupten. Trotzdem ist's recht und billig, daß unsere großen Dirigenten, denen das Werk auch wegen seiner ganz enormen Wirksamkeit sehr lieb ist, der Symphonie einen festen Platz im deutschen Konzertleben gesichert haben. Wenn sich die Kritik niederer Gattung, die überall der Trabant des Erfolges ist, so weit vergißt, daß sie die Symphonie als die bedeutendste Leistung seit der „Neunten“ hinstellt, so ist Das freilich eine Blamage für sie und die vielen Nachbeter dieser Anschauung, die wieder zeigt, in welcher Verfassung das künstlerische Allgemeinurtheil sich heute befindet. Wir haben nicht nur auf Liszts Faust-Symphonie und auf Brahms, sondern noch auf manches Andere hinzuweisen, ehe die Pathétique von Peter Iljitsch

Tschaikowskij in Betracht käme. Und wenn man vollends in dem selben feiernden Jubelton auch die Salon-Orchestermusik, die nichts ist als bessere, *„фр. симфон. оркестров. муз.“*, *„фр. симфон. орк.“*, dann hört doch Alles auf. Und das Publikum, das natürlich solche angenehme hübsche Stückchen gern hört, verliert das Vischen Kunstverstand, das ihm durch die Erziehung zu Beethoven, Liszt, Brahms und Bruckner beigebracht wird, gleich wieder, wenn man ihm Tschaikowskij als Geist der selben hohen Sphäre vorsetzt.

Zum Schluß aber nehme man noch den Versuch einer psychologischen Erklärung dieses Gesamtbildes. Abgesehen von der niedrigen Kulturstufe seines Volkes, scheint mir Eins äußerst wichtig für die Beurtheilung Tschaikowskij's: sein Verhältnis zum Theater. Seine Opern und Ballette sind wohl bis auf „Eugen Onegin“ und „Jolanthe“ in Deutschland ganz unbekannt geblieben. Dennoch sind sie wichtig, vielleicht Ausschlag gebend für die Beurtheilung des Untergrundes, auf dem Tschaikowskij's Schaffen erwuchs. Ist nicht vielleicht das Theater, die Oper alten Stils das Element, aus dessen geistiger Atmosphäre sich die Wesenseigenthümlichkeit auch der Konzertmusik des Komponisten herleiten läßt? Ist nicht bei ihm in Allem das Arbeiten mit starken Effekten, die bei Rampenlicht wirken, mit Gefühlen, die an Coulißenthos erinnern, mit dekorativem Prunk und Flitter ein höchst charakteristisches Moment? Ist nicht auch in den Konzertwerken viel Theatralik, da ein Vischen Komödie, da ein Vischen Tragoedie, dort ein wilder Mörder, dort eine schmachtende Donna, Blut und Zärtlichkeit, hochgesteigerte Gefühle, blendende Effekte? Das Alles ist Oper alten Stils. Als Konzertmusik drücken solche Bestandtheile nieder; sie verflachen, vergrößern. Was man einem Troubadour, einer Amelia, einer Santuzza nachsieht, weil sie eben Theaterfiguren ohne die tiefe, echte Menschlichkeit sind, wirkt platt und trivial ohne die Szene. In seinen Bühnenwerken konnte Tschaikowskij so schreiben, aber er mußte ihre Welt von der absoluten Musik scheiden. Doch er blieb Theatraliker auch, wo Coulißen und Schminke fehlen sollten.

Wir Deutschen sollen nur nicht vergessen, daß der Kulturstandpunkt, für den Tschaikowskij Bedeutung hat, von uns überwunden ist und daß wir uns an den Besten unserer eigenen Geister versündigen, wenn wir um des lieben, bequemen Massenerfolges willen allzu viel Zeit an Werke verschwenden, die zur angenehmen Zerstreuungskunst gehören. Wenigstens sollen wir dann einsehen, was sie sind, und uns nicht noch brüsten, wenn unsere vornehmen Konzerte ihren Bedarf an Zugstückchen aus den Garten- und Bierkonzerten beziehen, als ob wir „moderne Novitäten“ gebracht hätten. Wir sind Beethoven und Tene, die seines Geistes sind, schuldig, daß wir die Klust respektiren, die sie von dem tüchtigen *ouvrier* Tschaikowskij trennt. Man setzt nicht Goethe und Geibel, Böcklin und Thumann auf einen Denkmalssockel.

Leipzig.

Dr. Georg Söhler.





## Die Vorgeschichte des Konfordates.

Es dürfte in diesen Tagen der „kulturkämpferischen“ Vorgänge in Frankreich nicht unangebracht sein, die Aufmerksamkeit auf ein im Verlage Plon erschienenenes Buch: „Rome, Naples et le Directoire. Armistices et traités 1796—1797“ von Joseph du Teil zu lenken. Es ist eine Darstellung der mit den Feldzügen Bonapartes in Italien verknüpften diplomatischen Geschichte; und das Hauptthema bietet das Verhältnis zwischen der französischen Republik und dem Heiligen Stuhl.

Der Verfasser giebt zunächst eine orientirende Darstellung der mannichfachen Verwickelungen und Phasen im diplomatischen Verkehr Frankreichs mit dem Pontifikat und dem Königreich Beider Sizilien nach dem Ausbruch der Revolution. In Neapel wurden regelmäßige diplomatische Verbindungen mit Frankreich bis zum Sturz des Königthumes unterhalten; und der Vertreter des Nachbarstaates wurde erst dann ausgewiesen, als sich Beide Sizilien der Koalition angeschlossen, die sich nach der Hinrichtung Ludwigs des Sechzehnten bildete. Rom dagegen brach offiziell mit Frankreich schon bei dem aus der Revolution hervorgegangenen Schisma innerhalb der gallikanischen Kirche, obgleich die Geschäftsverbindungen bis zur Ermordung Bassenvilles fortbauerten. Während also der Bruch zwischen Paris und dem Hof von Neapel durch politische und dynastische Gründe hervorgerufen wurde, ließ sich Rom in seiner Haltung Frankreich gegenüber von den höchsten religiösen Fragen bestimmen. Auf diesem Standpunkt blieb Pius VI. konsequent stehen.

Durch die bürgerliche Neuordnung des französischen Alerus und besonders durch den allen Geistlichen auferlegten Bürgereid sah sich der Papst genöthigt, Stellung zu nehmen und sich auszusprechen. Er that es denn auch. Die Folge war, daß der französische Gesandte, Kardinal de Bernis, seinen Abschied nahm. Seitdem gab es keine offizielle Vertretung Frankreichs am päpstlichen Hof. Der Sekretär Bernis', Bernarb, der als interimistischer Geschäftsträger fungirte, wurde nur als agent avoué mais non reconnu gebildet; und als Ludwig XVI. einen neuen Botschafter, den Grafen de Ségur, ernannt hatte, weigerte sich Pius, ihn zu empfangen, weil er den Bürgereid geleistet habe. Der Bruch wurde durch einen revolutionären Streich in Paris verschärft und beschleunigt, da eine Puppe, die den Papst darstellte, durch die Straßen in schimpflicher Weise herumgetragen und im Garten des Palais-Royal verbrannt wurde. Der Nuntius forderte seine Pässe und verließ Paris. Der Staatssekretär Kardinal Zelada unterhielt, nachdem auch dem Uditor der Nuntiatur befohlen war, sich zurückzuziehen, durch Abbé Salamon, einen ehemaligen geistlichen Parlamentsrath, noch offiziöse Beziehungen am pariser Hof und stand mit ihm in einen fleißigen und werthvollen Briefwechsel vom August 1791 bis Mai 1792. Abbé Salamon wurde einige Monate später verhaftet und sah lange im Gefängniß. Französischer Botschafter in Neapel war seit Ende April 1792 Radau. Bei der Nachricht von der Absetzung des Königs und der Proklamirung der Republik erklärte ihm Ferdinand IV., er wolle keine weiteren Verbindungen mit ihm, aber zehn französische Kriegsschiffe, die unter dem Kontreadmiral La Touche-Tréville im Golf von Neapel erschienen, veranlaßten bald den König, nachzugeben und schließ-

lich auch Ende Januar 1792 den diplomatischen Vertreter der Republik anzuerkennen. Der Admiral war zugleich der Ueberbringer eines Auftrages des Marineministers an die französischen Konsuln, das königliche Wappen über ihren Thüren durch die Embleme der Republik zu ersetzen. In Rom wurde diese Anweisung dem Botschaftssekretär Madani, Bassville, zugestellt, der schon vorher zu diplomatischer Orientirung dorthin geschickt war. Er ersuchte in scharfer Form den Vatikan, dafür zu sorgen, daß diese Maßregel von der Bevölkerung respektirt werde. Das Staatssekretariat lehnte selbstverständlich dieses Gejuch ab. Diefelbe und andere unbedachte und beleidigende Handlungen von französischer Seite riefen am dreizehnten Januar 1793 einen Aufruhr auf dem Corso hervor, wobei Bassville tödtlich verletzt wurde; er starb am folgenden Tag. Nach diesem Ereigniß und einem zweiten Aufruhr am elften Februar verließen alle Franzosen Rom, — mit Ausnahme der Emigranten, die nicht nach Frankreich zurückkehren konnten, und derer, die schon naturalisirte Römer geworden waren. Von da ab und bis zum Kriege 1796 war jede regelmäÙige und zuverlässige Verbindung zwischen Rom und Paris abgebrochen.

Die Ermordung Bassvilles machte im Nationalkonvent viel Rärm; das Ministerium des Auswärtigen beurtheilte aber die Angelegenheit ruhiger. Der ehemalige Sekretär an der französischen Gesandtschaft in Neapel, Cacault, der schon am neunzehnten Januar zum Agenten der Republik am päpstlichen Hof ernannt worden, reiste Anfang Februar ab, mit einem besonnenen Schreiben an das Staatssekretariat und einem Ultimatum, bei deren Annahme er seine Beglaubigungsbriefe überreichen könnte. Er kam jedoch nie so weit; in Toskana erhielt er die Antwort des Papstes, die einem non-recevoir gleichkam; und Cacault zog es vor, von Florenz aus das Terrain um den Heiligen Vater näher zu sondiren. Die republikanische Regierung sann freilich weiter auf Raube; ein offizieller Erlaß des Kardinals Zelada, worin das Staatssekretariat den Mord mißbilligte und sich selbst von jeder Verantwortung freisprach, wurde von ihr für ungenügend befunden; nachdem sie ihren ersten Plan von einem Einfall in das Gebiet des Kirchenstaates aufgegeben hatte, ging sie mit dem Gedanken um, eine große italienische Koalition zur Vernichtung der weltlichen Macht des Papstes zu bilden; in Neapel, wo sie in diesem Sinn anklopfte, wurde ihr aber abgewinkt.

Es war nicht nur die revolutionäre Propaganda in Paris, die zum gewaltsamen Vorgehen trieb; auf der anderen Seite suchten die royalistischen Emigranten und ihre Verbündeten Pius den Sechsten nach Kräften zu bewegen, den Bannstrahl gegen die Republik zu schleudern. Ihre Sache am Vatikan führte Abbé Mauri, der Ende 1791 den PöÙ des Kardinals Vernis eingenommen hatte. Man erzählte in Rom, theilt Cacault seiner Regierung mit, Abbé Mauri habe, als er dem Papst sein Memorandum vorlas und nachdem er sich über das Unglück des schönsten Königreiches der Welt ausgelassen, das er dem Jansenismus, den Freiheiten der gallikanischen Kirche und besonders der ausrottenden Philosophie zuschrieb, zuletzt dem greisen Pius zugerufen: *Je vous somme de faire l'excommunication*; worauf der Papst ihm geantwortet habe: *Je vous somme, je vous somme! . . . Me prenez-vous, monsieur l'abbé, pour Valenciennes ou Condé?* Als der Papst seinem Prinzip, selbst nie Feindseligkeiten zu eröffnen, treu blieb und die republikanische Re-

gung die schon getroffenen antikirchlichen Maßregeln nicht weiter verschärfte, blieb denn auch — auf dem religiösen Gebiet — Alles in statu quo.

Der Hof Beider Sizilien brach am ersten September 1798 offiziell mit der Republik, nachdem lange nach einer günstigen Gelegenheit gesucht worden war. Radau und der französische Konsul erhielten Befehl, abzureisen; die Papiere des Gesandten ließ Acton, nach einem Bericht Lacaults, in dessen Hause stehlen; und alle Franzosen wurden mit einer Frist von zwanzig Tagen aus dem Lande gewiesen. Der neuernannte Botschafter Maret, der schon unterwegs war, wurde in Novara von den Oesterreichern aufgegriffen und in Mantua ins Gefängniß gesteckt. Die Instruktionen, die Maret erhalten hatte, geben eine genaue Vorstellung von der im pariser Auswärtigen Amt herrschenden Auffassung. „Der Einfluß des Königs“, heißt es darin, „ist fast Null, denn er hat weder Grundzüge noch Charakter noch Geltung.“ Von der Königin Marie Karoline, der Schwester Marie Antoinettes und der beiden Kaiser Joseph und Leopold, wird gesagt, ihr Geist neige zur Intrigue, ihre übertriebene Leidenschaftlichkeit aber verhindere sie, ihre Gefühle zu verheimlichen. Ueber ihren Günstling Acton heißt es: „Der General Acton genießt die größte Intimität der Königin. Obgleich er ein wenig einnehmendes Aeußere und keine Liebeshwürdigkeit, weder der Formen noch des Geistes, besitzt, steht er schon lange in ihrer Gunst. Als Minister taugt er nicht viel. Seine ganze Politik besteht im Haß, den er mit der Königin gegen Spanien theilt, und in der Ergebenheit, die er England bezugt. Dieser kalte, mißtrauische Mann erweckt kein Vertrauen.“

Als Generalissimus in Italien hatte sich Bonaparte zwei Hauptziele gestellt: die Sprengung der Koalition und die Regelung des Verhältnisses zwischen der Republik und dem Pontifikat. Sein Plan war, alle Kräfte gegen Oesterreich zu konzentriren; und er verfolgte unter vielen anscheinenden Umschlägen und allerlei Verkleidungen die Idee vom Einvernehmen zwischen Staat und Kirche, die er später als Erster Konsul durch das Konkordat verwirklichen sollte. „Wir brauchen“, schrieb er dem Direktorium, „die Einheitlichkeit des militärischen, diplomatischen und finanziellen Gedankens“. Deshalb wünschte er Waffenstillstände und Verträge mit den verschiedenen kleinen italienischen Fürsten, um es allein mit den Oesterreichern zu thun zu haben, sie aus dem Lande verjagen zu können und dann mit seinem Heer den Weg nach Wien einzuschlagen. Sein Feldzugsplan war, sich der Tirolerpässe zu bemächtigen, in das Innere Tirols einzudringen, sich mit der Rheinarmer zu vereinigen, den Kaiser in seinen eigenen Erbländern anzugreifen und ihn zum Frieden zu zwingen. Durch die Trennung Oesterreichs von England würde die Koalition in nichts zerfallen.

Mit dieser Politik waren aber die Machthaber in Paris durchaus nicht einverstanden. Oberster Machthaber war das Direktorium; und die Majorität innerhalb des Direktoriums hatte ihr Hauptaugenmerk auf die kleinen italienischen Staaten und suchte Bonaparte gegen Neapel und ganz besonders gegen den Papst zu hegen. Sie befahl ihm immer wieder, sein Heer in zwei Hälften zu theilen, durch die eine das eroberte Norditalien besetzt zu halten und an der Spitze der anderen und größeren Hälfte nach Mittel- und Süditalien zu marschiren. Newbell hatte die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten an sich gerissen; Barras und La Revellière-Lépeaux waren einig mit ihm; Delacroix, der Mi-

nister, beschränkte sich darauf, sein erster Handlanger zu sein; und die Kommissare der Armee, Garrau und Saliceti, sollten zusehen, daß die Nachtbefugnisse und Ordres des Direktoriums von Bonaparte respektirt würden.

Bonaparte fiels aber gar nicht ein, sich in die kopflosen und kleinlichen Vorschriften zu fügen. Wenn er Sieger geworden, schreibt er selbst später auf Sankt Helena, so „ist es trotz und durch Verachtung der Instruktionen der Regierung“ geschehen. Er nahm den Kampf gegen Renobell und Barras auf, indem er sich mit Carnot verband, der ja selbst militärischer Sachverständiger war und sich zusammen mit Le Tourneur in offenem Zwiespalt zu den drei übrigen Kollegen befand. Die feindliche Gruppe der Direktoren mußte nolens volens nachgeben und lieferte dem Befehlshaber die eine Nachtvollkommenheit nach der anderen stillschweigend aus, sich darauf beschränkend, den Rückzug so gut, wie es ging, zu decken. „1796 und 1797 wurde das Zelt des Generalkommandanten der italienischen Armee das Bureau der auswärtigen Geschäfte des Direktoriums.“ Die Kommissare wurden von Bonaparte immer mehr kalt gestellt; er gewöhnte sich, über sie hinweg zu verhandeln und Verträge abzuschließen; es kam bald zu einem Kampf, worin die Kommissare den Kürzeren zogen.

Carnot war der eine Mitwisser und Rathgeber Bonapartes. Der andere war der in der Geschichte weniger bekannte Cacault. François Cacault war 1743 zu Nantes geboren und wurde 1764 Lehrer der Befestigungskunst an der königlichen Militärschule. 1766 wurde er außerdem zum Studieninspektor ernannt, verließ aber nach drei Jahren diese Stellung, als eine Reform des Unterrichtswesens vorgenommen wurde. Zugleich zwang ihn ein Duell, Frankreich vorläufig zu verlassen. Mit Hilfe einer Pension von 100 Pistolen, die ihm die Militärschule gewährte, machte er nun größere, mehrjährige Reisen in Italien, der Schweiz, Deutschland, Holland und England und studirte die fremden Literaturen. Er übersetzte dann auch später Kamlers Gedichte und Lessings Dramaturgie ins Französische. 1775 kehrte er nach Frankreich zurück und war zehn Jahre lang Staatssekretär des damaligen Gouverneurs der Bretagne und späteren Maréchal de Franco, Marquis d'Arbeverre. Dieser, der selbst viele Jahre hindurch Gesandter in Wien, Madrid und Rom gewesen war, nahm die große Veranlagung seines Schüßlings für die diplomatische Laufbahn wahr und verschaffte ihm 1786 den Posten als Legationssekretär in Neapel unter Talleyrand. Nach der Demission Talleyrands im August 1791 wurde er interimistischer chargé d'affaires und übernahm im April 1792 unter dem neuen Gesandten Mackau wieder das Amt des Sekretärs. Am ersten Oktober verließ er Neapel und wurde, wie schon erwähnt, im Januar 1793 zum Agenten der Republik am päpstlichen Hofe ernannt. Erst im Sommer 1796 sollte er das Ziel seiner Reise erreichen und die schwierigen Geschäfte in Rom übernehmen.

Während dieser langen Zwischenzeit war er zuerst interimistischer Gesandter in Florenz, vom Oktober 1793 bis zur Ankunft Riots im Mai 1795, und dann seit Februar 1796 im selben Amt in Genua. Hier wurde er eng befreundet mit Joseph Bonaparte, der sich dort in den Geschäftsangelegenheiten des Hauses Clary aufhielt. Er dürfte in seiner Gesellschaft Genua verlassen haben und wurde von ihm mit den wärmsten Empfehlungen Napoleon vorgestellt.

Bonaparte und Cacault verstanden einander sofort. Cacault war als

genauer Kenner der italienischen Verhältnisse für den General ein unschätzbare Berather, „le meilleur dictionnaire qu'il put consulter“; und die Politik Bonapartes war gerade die selbe, die Lacault seit drei Jahren in seinen nach Paris geschickten Berichten unermüßlich befürwortet hatte. „Wären wir“, schreibt er schon 1798, „Sieger in der Lombardei und könnten wir uns der Pässe nach Tirol bemächtigen, so wäre ganz Italien unser.“ Ein Jahr später wiederholt er: „Es ist klar bewiesen, daß der wichtigste Gegenstand der italienischen Eroberung Piemont und die östereichische Lombardei ist. Das Eine, weil es Herr der Verbindungspässe mit Frankreich, das Andere, weil es Herr der Verbindungspässe mit Deutschland ist.“ Am neunten Mai 1796 lehnt er sich in einem Brief an Delacroix gegen die vom Direktorium gewünschte Theilung des Deeres energisch auf: „Man riskirt, Alles zu verlieren, wenn die französische Armee in Italien, die weder stark noch zahlreich genug ist, ... sich in Italien zersplittert und zerstreut.“ Lacault hat in seinen zahlreichen Eingaben an das Auswärtige Amt in Paris alle Phasen und Resultate des Feldzuges 1796 mit einer Genauigkeit und Klarheit vorausgesagt, die fast divinatorisch wirkt. Die Uebereinstimmung dieser Ausfahrungen Lacaults mit den Plänen Bonapartes ist auffällig. Nachdem Lacault mehrere Zusammenkünfte mit dem General gehabt hatte, bekam er im Juli 1796 Ordre, sich nach Rom zu begeben, um dort die Erfüllung der Bedingungen des Waffenstillstandes von Bologna zu überwachen.

Durch diese Aufgabe wurde Lacault die eigentliche Mittelperson in den schwierigen Verhandlungen zwischen der Republik und dem Oberhaupt der Kirche. Bei der Anbahnung des Konkordates stand er von Anfang an auf Bonapartes Seite als sein hauptsächlichster Mitarbeiter. Napoleon vergaß später nicht, was er ihm schuldete. 1801 schrieb er an Talleyrand, er wünsche, daß Lacault sich sofort als bevollmächtigter Minister und chargé d'affaires nach Rom begeben, mit einer doppelten Vollmacht: die eine für das Geistliche, die andere für das Zeitliche, und daß der Vertrag durch ihn und eine vom Papst ersene Person unterzeichnet werde. Lacault blieb in Rom bis 1803 und starb zwei Jahre später in der Madelaine bei Clisson.

„Zu Gunsten des Heiligen Stuhles,“ schreibt Du Teil, „der trotz der großen Mäßigung und der Kaltblütigkeit des Papstes sich allein nicht genügend vertheidigen konnte, muß mit Barras angenommen werden, daß eine unsichtbare Hand eingriff, die zu ihren Werkzeugen Bonaparte in der Armee und Carnot in Paris erwählte.“ Der Dritte im Bunde war Lacault. Das Buch enthält sehr charakteristische Portraits von diesen drei Männern. Der junge General auf dem in Milano von Alessi „nach der Natur gezeichneten“ Profilbildniß hat ein langes, hageres Gesicht mit langer, scharfer Nase und langgezogenem Sinn. Die schwarze Haarmähne ist über die Stirn und die Ohren heruntergekämmt; der Mund mit den dünnen Lippen steht halb offen; und die etwas schläfrige Miene, womit der junge Mann vor sich hinausblickt, verräth Aufmerksamkeit und Schlauchelt. Der Direktor ist ein älterer, äußerst soignierter Mann mit einem bartlosen, verfeinerten, zugleich milden und skeptischen Gesicht; das weiße, äppige, schöngepflegte Haar faßt wie ein Kranz die hohe Stirn und den kalten Vorderkopf ein. Das Bild — portrait du temps, école de Boilly — wirkt mit der lederen Behandlung und dem großen, weißen Epigentragen beinahe wie ein Bau

Duch aus der Zeit der Stuarts. Der politische Agent dagegen, wie ihn das Portrait von Sablet aus der Gemäldegalerie zu Nantes uns vorstellt, ist ein ganz anderer Typus: in dem nach der Mode der Zeit eng geknüpften Rock mit doppelter Knopfreihe und großen Aufschlägen und mit dem verhaltenen, gutlaunigen Lachen auf dem breiten, großzügigen Kestengesicht sieht er halb wie ein Bauer, halb wie ein Geistlicher aus.

Der im Juli 1795 zwischen Frankreich und Spanien abgeschlossene Vertrag hatte sowohl in Neapel wie in Rom eine der in Paris erwarteten völlig entgegengesetzte Wirkung. Statt dem Beispiel Spaniens zu folgen, näherten sich die beiden italienischen Staaten der Koalition. Der neapolitanische Botschafter in Madrid, der selbe Belmonte-Bignatelli, der in den kommenden Verhandlungen zwischen Neapel und der französischen Republik eine so große Rolle spielen sollte, wurde abberufen und Acton versprach im Februar 1796 der österreichischen Regierung, die in Norditalien befindlichen Kavallerieregimenter mit Infanterie und Artillerie zu verstärken. Der Papst dachte weniger als je daran, sich in Verhandlungen einzulassen; als der spanische Botschafter am Vatikan, Azara, ihm seine Vermittlung anbot, wurde er abgewiesen.

Der Umschlag folgte aber rasch. Der erste Anstoß ging von der Regierung der Republik Venedig aus, die im April 1796 plötzlich den sich in Verona aufhaltenden Grafen von Ville — den „König“ Ludwig den Achtzehnten — aufforderte, das venezianische Gebiet augenblicklich zu verlassen; er reiste am einundzwanzigsten April ab und gelangte acht Tage später in das Hauptquartier Condés in Riegel bei Freiburg. In die selbe Zeit fielen die raschen und entscheidenden Erfolge der französischen Armee unter Bonaparte: am neunundzwanzigsten April zwang er den König von Sardinien zum Waffenstillstand von Cherasco, wodurch ihm die Hauptplätze Vicentons ausgeliefert wurden, am neunten Mai den Herzog von Parma zum Waffenstillstand von Piaccenza und am siebenzehnten Mai den Herzog von Modena zu dem von Mailand. Mit solchen Beispielen vor den Augen bereiteten sich auch Rom und Neapel vor, den Weg der Verhandlungen einzuschlagen. Die von Acton — wahrscheinlich nie aufrichtig — versprochenen Truppenverstärkungen wurden nicht abgesandt, und als der neapolitanische Gesandte in Rom über friedliche Gefinnungen des Papstes gegen Frankreich zu berichten weiß, beschließt Ferdinand IV. „die alte Freundschaft, das gute Verständnis und die Harmonie mit der französischen Nation wiederzubeleben“, und beauftragt den Fürsten Belmonte-Bignatelli, Das dem General Bonaparte als seine Allerhöchste Absicht auszudrücken. In Rom, wo sich zwei Parteien in den Daaren lagen, bekam die franzosenfreundliche die Oberhand; der Papst nahm jetzt das früher abgewiesene Angebot der spanischen Vermittlung an und ernannte Azara zu seinem Bevollmächtigten bei Bonaparte. Ihm beigelegt wurde ein Abbe Evangelisti, der sich eine farbige Tracht machen ließ und eine militärische Haarfrisur anlegte, um in der französischen Armee erscheinen zu können. Azaras Instruktion lautete dahin, „für das Heilige eine möglichst günstige Verhandlung mit den Repräsentanten Frankreichs einzuleiten, ohne in irgend einem Punkt, die Religion betreffend, jene Gefühle zu berühren, die Seine Heiligkeit seit dem Beginn der Revolution bezeugt hatte“.

Die beiden Bevollmächtigten begaben sich sofort auf den Weg über Florenz

nach dem Kriegsschauplatz. In Lodi war Azara nah daran, von einigen tausend aufrührerischen Bauern, „die die Franzosen und ihre Anhänger erlörgen wollten“, ermordet zu werden; Geld, Kleider und Alles, was sich in seinem Wagen befand, wurde ihm weggenommen. Am achtundzwanzigsten Mai kam er in Mailand an; und in der folgenden Nacht traf dort auch der französische Kommissar Saliceti ein. „Die Pracht eines Königs kann sich mit der dieses Mannes nicht messen“, berichtet Azara an den Staatssekretär; auf den Straßen Mailands verkaufe er seine Kriegsbeute bis zu den Kelchen und den mit Hostien gefüllten Ciborien. Evangelisti vervollständigt das Bild: Saliceti sei mit seiner Frau und seinen Sekretären im Palast des Grafen Greppi abgestiegen, wo er täglich Mahlzeiten zu dreißig bis vierzig Gedecken gebe, und zwar auf Kosten des Grafen. Die eigentlichen Verhandlungen fingen aber erst mit der Ankunft Bonapartes am siebenten Juni an; der General hatte schon über den Kommissar hinweg und auf eigene Faust mit Neapel einen Waffenstillstand geschlossen.

Belmonte hatte sich von Florenz, wo er ein paar Tage nach Azara eintraf, direkt ins Hauptquartier Bonapartes begeben. Er fuhr von Ort zu Ort, um den General so rasch wie möglich zu treffen. Der aber eilte gerade in diesen Tagen von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg. Am dreißigsten Mai schlug er die österreichische Armee bei Borghetto; als sich aber Belmonte wieder durch die Leichen der Gefallenen seinen Weg gebahnt hatte, war der General auf und davon, — auf der Jagd nach dem fliehenden Feind. Nachdem Belmonte einen ganzen Tag gehungert hatte — alle Lebensmittel der Gegend waren vom Heer aufgefressen und selbst das Brot fehlte —, erfährt er die neuen Kriegseignisse und, daß das Hauptquartier nach Peschiera verlegt worden war.

Am ersten Juni traf Belmonte dann endlich Bonaparte. Die Umstände waren ja für den neapolitanischen Bevollmächtigten so ungünstig wie nur möglich geworden. Der General, der ihn um neun Uhr morgens in seinem Zelt erwartete, empfing ihn mit einem „Ton von Ueberlegenheit“. Belmonte setzte ihm in kurzen Worten den Zweck seiner Mission auseinander: er wolle ihm einen Waffenstillstand vorschlagen, um den Weg zu einem Friedensvertrag anzubahnen, worin auch der Papst einbegriffen werden könnte. Bonaparte erwiderte, der Waffenstillstand dürfe sich nur auf Neapel beziehen und die Friedensverhandlungen müßten in Paris geführt werden. Bei einer zweiten Konferenz war auch der für einen Frieden mit Neapel besonders günstig gesonnene französische Gesandte in Florenz, Miot, anwesend, der sowohl Azara wie Belmonte auf ihrer Durchreise empfangen hatte und ihnen nach dem Kriegsschauplatz gefolgt war; dabei wurde eine dritte Begegnung in Breccia verabredet. Am vierten Juni waren alle Drei dort versammelt. Sowohl Saliceti wie Miot hatten Briefe an das Direktorium geschickt, die Antworten konnten aber erst nach einer Woche kommen; Azara arbeitete, wie jetzt verlautete, darauf hin, eine ohne spanische Vermittelung getroffene Uebereinkunft zu verhindern; und die eigelige Frage von der Schließung der neapolitanischen Häfen für die englischen Schiffe war immer da, um die Erledigung der Angelegenheit nach Belieben in die Länge zu ziehen. Bonaparte machte den Prozeß kurz; die Frage gehe nur die Diplomaten an; für den Augenblick handle es sich vor Allem darum, die neapolitanischen Truppen von den österreichischen zu trennen. „Lassen Sie mit Herrn de Belmonte

kommen," entschied er kurz und gut; „dann wird der Vertrag bald geschlossen sein". Die am fünften Juni folgende Verhandlung zwischen Bonaparte und Belmonte nahm einen dem Aussehen nach stürmischen Verlauf; der General hatte schon seinen Hut genommen und das Zelt verlassen; Belmonte ließ ihn aber durch Miot zurückrufen und man einigte sich vollständig. Die Antwort des Direktoriums traf erst am achtzehnten Juni ein; sie enthielt Bedingungen, die der Vertreter Neapels nicht hätte annehmen können.

Nach diesem Waffenstillstand war der Papst isolirt. Die erste Konferenz zwischen seinen Bevollmächtigten Azara und Bonaparte in Milano ist von Bedeutung, weil der General dabei seinen ersten offiziellen Schritt zu Gunsten des religiösen Friedens that. Während das Direktorium ihm auferlegt hatte, dem Papst öffentliche Bitten für den Erfolg der französischen Waffen abzufordern, ersuchte er nur den päpstlichen Bevollmächtigten um ein Breve der Veröhnung. Im Uebrigen sah er sich genöthigt, durch ein anscheinend strenges und energisches Vorgehen gegen den Kirchenstaat die Wuth des Kommissars Saliceti und den Argwohn des Direktoriums zu beschwichtigen. Die aus Paris eingetroffenen Ordres waren auch von möglichster Schärfe gegen den Papst. Am folgenden Tage ließ Bonaparte seine Truppen in das Gebiet des Kirchenstaates einrücken, obgleich keine Kriegserklärung erlassen worden war und sowohl er selbst wie Saliceti den vom Papst abgesandten Vermittler Azara in Milano damit beruhigt hatten, die friedliche Uebereinkunft sei gesichert. Der plötzliche Einfall, wodurch Bologna, Ferrara und Romagna in wenigen Tagen besetzt wurden und wobei der General die strengste Kriegszucht befohlen hatte, um nicht die religiösen Gefühle der Einwohner zu verletzen — ein Grenadier, der einen Kelch gestohlen hatte, wurde vor der Front erschossen —, hatte einen doppelten Zweck: es war eine finanzielle Operation, um Geld für die Soldaten aufzutreiben, die seit einem Monat keine Löhnung erhalten hatten, und ein militärisches Scheinmanöver für das rasche Gelingen des Waffenstillstandes. Der General wünschte nur, alle seine Streitkräfte gegen die Oesterreicher, die sich in benruhigender Weise verstärkten, so rasch wie möglich versammeln zu können. Am dreiundzwanzigsten Juni wurden sämtliche Bedingungen des Direktoriums rundweg angenommen; nur wurden die Statuen Apollo's und Laokoön's gegen die mehr republikanischen von Junius und Marcus Brutus ausgetauscht. Nach Rom, wo die päpstliche Regierung und die ganze Stadt Tage lang zwischen der äußersten Zuversicht und der äußersten Wuthlosigkeit hin- und hergeschwankt hatte, gelangte die Friedensnachricht gerade, als die Währung ihren Höhepunkt erreichte, die Reichen sich zu flüchten und das Volk sich zu plündern bereiteten; die Kunde wurde mit allgemeiner Freude aufgenommen. Der spanische Botschaftssekretär Mendizabal erzählt von dem greisen Papst, er habe bei einer Audienz dreimal die Worte — worin der Schelm zu deutlich steckt — an ihn gerichtet: „Kafin, nous respirons done!"

Der zweite Akt spielt in Vario, wohin — den Bestimmungen der Verträge von Brescia und Bologna gemäß — Neapel und Rom Bevollmächtigte schickte, um über den endgiltigen Frieden mit dem Direktorium zu verhandeln.

Die Stellungnahme des Direktoriums gegen das Papstthum während der Verhandlungen wurde von den Berichten und Vorschlägen bestimmt, die ihm von den Kommissaren Garrau und Saliceti zutamen. Der Kern dieser Mit-



theilungen bestand in der vollständig irrigen Angabe, Pius VI. würde in geistlicher Hinsicht alles Mögliche aufopfern, um sein zeitliches Gut behalten zu dürfen. Die Gruppe Carnot, die vor Allem eine Einigung aller Franzosen wiederherzustellen suchte, wollte jetzt, um dies Ziel zu erreichen, den Papst im Vertrag dazu verpflichten, „die Breve, die so viel Böses angerichtet“, zu desavouiren, — was ja nach den Mittheilungen der Kommissare leicht auszuwirken schien. Die Gruppe Newbell dagegen nahm aus diesen Mittheilungen Anlaß, zu erklären, sie kümmerte sich wenig um die geistliche Seite der Angelegenheit, es gelte, den Papst in Respekt zu halten, um von ihm Geld auszupressen; die Bestrebungen dieser Gruppe gingen darauf aus, mehr zu fordern, als zu erhalten war, um die Verhandlungen zum Scheitern zu bringen und einen Vorwand zur Vernichtung der weltlichen Macht des Papstes zu finden. Später — als die Auffassung der Kommissare sich als falsch erwiesen hatte und man auf die unerforschliche Festigkeit des Papstes in religiöser Hinsicht stieß — trat eine vollständige Verschiebung in dieser Figur der Meinungen und des Verhaltens der beiden direktorischen Gruppen ein: die jetzt von der Gruppe Carnot aufgegebenen Idee von einem Breve des Widerrufs wurde von der Gruppe Newbell aufgenommen und mit Zähigkeit festgehalten, während die Gruppe Carnot über die Kommissare hinweg und gegen die Majorität im Direktorium mit Bonaparte zusammenarbeitete, um jene Einigung mit Rom durchzusetzen, die durch das Konkordat erfolgen sollte.

Die Vertreter des Papstes, Abbé Pieracchi und der früher erwähnte Evangelisti, reisten schon Ende Juni ab, kamen aber erst Ende Juli in Paris an. Der Abbé hatte weltliche Kleidung und den Titel eines Grafen angelegt, da kein Geistlicher in Paris empfangen worden wäre. Delacroix entwarf einen Vertrag, der in der Sitzung des Direktoriums am sechsten August zur Diskussion kam. Der Eckstein, der zugleich der Stein des Anstoßes wurde, war ein Paragraph, worin Seine Heiligkeit sich verpflichten sollte, alle seit 1789 ausgefertigten und die französischen Angelegenheiten betreffenden Bullen und Breves zu entkräften, zu widerrufen und zu annulliren. Pieracchi, dem seine Instruktionen rundweg verboten, Vorschläge überhaupt anzuhören, die Angriffe gegen die Religion enthielten, verzweigte, sich in diesem Punkt in Verhandlungen einzulassen, ließ aber Delacroix ein Schriftstück übergeben, worin anheimgestellt wurde, den fraglichen Paragraphen zu streichen oder in eine von ihm entworfene, beigefügte Fassung umzuändern, — eine Fassung, die schon die Idee des Konkordates zum Ausdruck bringt: der Papst bedauere die falschen Auslegungen seiner Intentionen durch die gemeinsamen Feinde; er sei weit entfernt gewesen, zu den Unruhen gegen die Republik und die Regierung in Frankreich beitragen zu wollen; um diese Gesinnung zu bezeugen, sei er bereit, alle katholischen französischen Bürger zur Unterwerfung und zum Gehorsam gegen die Republik und die Regierung aufzufordern und zusammen mit dem Direktorium die geeigneten Maßregeln zu ergreifen. Die Antwort des Direktoriums war ein Befehl an den päpstlichen Bevollmächtigten, sofort abzureisen, und zwar auf einer fixirten Route (über Mont-Cenis oder über Basel). Unterwegs wurde ihm und seinen Gefährten außerdem alles baare Geld weggenommen, wie es hieß, weil das Gesetz die Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen aus dem Gebiet der Republik untersagte. Pieracchi mußte sich an den spanischen Gesandten in Paris, Marquis

del Campo, der ihm bei den Verhandlungen beigestanden hatte, mit dem Versuch um eine Anleihe wenden, um seine Heimreise fortsetzen zu können. Dieser legte Delacroix in Kenntniß von dem Vorfall, der dann auch die Rückgabe der konfisgirten Gegenstände anordnete.

Zur selben Zeit, da der Vertreter des Papstes nach plötzlichem Scheitern der Verhandlungen Paris verlassen mußte, Ende August 1796, erhielt Delacroix von Cacault ein Exemplar eines päpstlichen Breves, worin der Heilige Vater den französischen Katholiken Gehorsam allen bestehenden Autoritäten gegenüber auferlegte, also genau in Uebereinstimmung mit dem von Pieracchi gemachten, vom Direktorium aber so brutal abgewiesenen Vorschlag zur Einigung zwischen Staat und Kirche auf dem geistlichen Gebiet. Die Idee dieses Breves ging von Bonaparte aus, der schon am siebenten Juni Azara aufgefordert hatte, ein solches vom Vatikan auszuwirken, und das Direktorium auch wissen ließ, daß es bevorstehe. Pieracchi sollte es nach Paris mitbringen; das Breve wurde aber erst fertig, als er schon abgereist war, und der Bevollmächtigte scheint es nie erhalten zu haben. Als Delacroix es in die Hände bekam, waren die Verhandlungen schon abgebrochen und Pieracchi abgereist; das Breve war also belanglos geworden und hatte jetzt keine weiteren Folgen als die, daß nach der Veröffentlichung eine heftige Polemik über seine Authentizität entstand. Bonaparte, der es veranlaßt hatte, gab seinen Plan eines Friedensbrevés aber nicht mehr auf.

Belmonte Vignatelli, der Vertreter Neapels, war ungefähr zur selben Zeit wie der Vertreter Roms in Paris angekommen. Noch am zwanzigsten August war er aber in seiner Mission nicht weiter gelangt und mußte in einem Schreiben Delacroix darauf aufmerksam machen, er sei jetzt seit zwanzig Tagen in Paris, ohne daß eine einzige offizielle Konferenz abgehalten worden wäre. Das Direktorium, das durch Roms unerwarteten und festen Widerstand endlich einsehen gelernt hatte, daß die Berichte der Kommissare über die italienischen Verhältnisse nichts taugten, war nachdenklich und vorsichtig geworden und wollte vermeiden, sich zum zweiten Mal auf falsche Fährte hinauszuheben. Es suchte allerlei Vorwände, um Zeit zu gewinnen und sich besser orientiren zu können. Besonders bestand es darauf, daß der Friedensvertrag und der Handelsvertrag zusammen berathen werden sollten, wogegen Belmonte Einspruch erhob. Um diesen Punkt drehten sich die Verhandlungen, ohne daß man von der Stelle kam, als das Direktorium seinen eigenen, bisher so hartnäckig gehaltenen Standpunkt plötzlich verließ und sich bereit erklärte, über den Friedensvertrag allein zu verhandeln. Die Ursachen des Umschlages waren die von Bonaparte eingelaufenen Nachrichten über ein eventuelles Vorgehen Neapels und Englands gegen Frankreich in Italien: ein definitiver Bruch mit Ferdinand dem Vierten im selben Augenblick, wo dem Papst ein Ultimatum gestellt worden, wäre ja auch ein politischer Mißgriff gewesen. Am zwölften September theilte Rembell Belmonte mündlich mit, das Direktorium habe soeben einen Friedensvertrag entworfen und Delacroix übergeben mit dem Entschluß, die Verhandlungen sofort einzuleiten. Der Entwurf enthielt die übertriebensten Forderungen; aber während der Verhandlungen, die sich über einen ganzen Monat hinauszogen, verstand es Belmonte, sie von Stufe zu Stufe hinunterzubrüden, um sie zuletzt auf Null zu reduzieren. Er hatte in seinen Manipulationen bei den Ministern und den Direktoren eine kräftige

Hilfe in Carnot, der, auf die Auffassung Bonapartes gestützt, den Frieden mit Neapel zu jedem Preise wünschte. Am zehnten Oktober wurde er unterzeichnet.

Um die Erfüllung der im Vertrage von Bologna stipulirten Bedingungen zu überwachen, hatte Bonaparte, der einen diplomatischen Agenten der Republik in Rom für nöthig hielt, zuerst den Minister in Toskana, Miot, ernannt und ihm am zweiten Juli seine Instruktionen überandt, mit dem Befehl, sich sofort nach Rom zu begeben. Aus verschiedenen Gründen schob aber Miot die Abreise von Tag zu Tag auf, so daß er erst am einundzwanzigsten Juli in Rom ankam; inzwischen hatte ihn Bonaparte, dem dieseögerung nicht gefiel, durch Cacault ersetzt, in dem er zugleich einen zuverlässigeren Mitthelfer in seinen Intentionen dem Papstthum gegenüber bekam als in dem gegen Rom feindlich gesinnten Miot. Cacault wurde dem Heiligen Vater in der selben Audienz vorgestellt, wo sich Miot nach dem Aufenthalt von nur einer Woche verabschiedete, um nach Florenz zurückzukehren.

Die Lage Cacaults in Rom war anfangs schwierig genug. Einige Mißerfolge der französischen Waffen ermutigten die Gemüther, die sich durch die Ablieferung der großen Geldsummen und der vielen Kunstwerke erhitzten; es kam zu einem Volksauflauf gegen zwei Sekretäre der französischen Kommission und Cacault stand sogar im Begriff, die Stadt zu verlassen. Der Sieg bei Castiglione bewirkte aber einen vollständigen Umschlag.

Nachdem sich die Verhandlungen mit Pieracchi in Paris zer schlagen hatten, ließ das Direktorium durch Delacroix ihren Vertragsentwurf den Kommissaren zustellen; in dem Begleitbrief hieß es, es handle sich hierbei nicht um Verhandlungen oder Konferenzen, sondern der Papst habe diese Bedingungen mit Ein schluß des Paragraphen 4 über die Bullen und Breve anzunehmen oder abzuweisen. Die Kommissare forderten den Staatssekretär auf, einen Bevollmächtigten nach Florenz zu schicken, wohin sie sich selbst begeben würden; und der Staatssekretär beauftragte mit dieser Mission einen sehr erfahrenen Diplomaten, Mon signore Galeppi, der am achten September in der toskanischen Hauptstadt eintraf. Cacault bemühte sich, den Kommissaren begreiflich zu machen, daß der Papst den Paragraphen 4 unmöglich unterschreiben könne, daß die Erfüllung der Bedingungen des Waffenstillstandes von Bologna der französischen Regierung eine Mäßigung in ihrem Vorgehen gegen Rom auferlege und daß Frankreich unter allen Umständen mehr von Neapel als von Rom zu befürchten habe. Auch Azara richtete in einem Schreiben an sie beherzigenswerthe Worte: man könne wohl die weltliche Macht des Papstes, aber nicht das Papstthum selbst zerstoren; und einen wehrlosen dreiundachtzigjährigen Greis verjagt und verfolgt zu sehen, würde auch Andersgläubige empören und die französische Regierung überall verhaßt machen. Alles war aber vergebens; die Kommissare hielten sich stramm an die Ordres des Direktoriums. Da die Instruktionen Galeppis ihm vorschrieben, dem Paragraph 4 gegenüber die selbe Haltung einzunehmen wie Pieracchi in Paris, mußte ja, wie Azara sich ausdrückte, die Angelegenheit in fünf Minuten erledigt sein. Schon am zwölften September war denn auch Galeppi wieder in Rom; ein paar Stunden vor ihm war ein Courier von Florenz eingetroffen, der dem Papst den zu unterzeichnenden Vertrag überbrachte; und zugleich verbreiteten sich Gerüchte über neue und glänzende Erfolge der französi-

ischen Armeen. Das Kardinalkollegium sowohl wie das Staatssekretariat beharrten aber in ihren Antworten mit kurzen und klaren Worten auf der Weigerung, den Paragraphen 4 zu unterzeichnen; der Staatssekretär theilte in einem Mundschreiben sämmtlichen am Vatikan beglaubigten Gesandten den Verlauf der Verhandlungen in Florenz mit und rief die verschiedenen Höfe um Schutz für die Kirche und die Religion an; die Volkstimmung in ganz Italien fing an, drohend zu werden; ein in der Romagna verbreitetes Manifest, worin das Volk aufgefordert wurde, die Franzosen hinauszujagen, war — wie das Staatssekretariat offen gestand — mit der Einwilligung der päpstlichen Regierung veröffentlicht worden; und die zweite Geldkontribution, die schon unterwegs und mit dem Siegel der Republik versehen war, wurde nach Rom zurückbefördert. Die eifrigen Verhandlungen, die zwischen Rom und den Höfen von Neapel, Madrid, Wien und London gepflogen wurden, ließen auf die Neubildung einer großen Liga gegen die Republik schließen.

Die Kommissare saßen in der Klemme; sowohl Bonaparte wie Cacault verurtheilten in ihren Berichten die vom Direktorium verfolgte Politik gegen Rom; Carnot ergriff immer aufs Neue das Wort, um — auf die Thatfachen gestützt — die Unvermeidlichkeit eines Vertrages mit Rom nachzuweisen; die Majorität, die nach ihrer strengen Aufgeblasenheit jetzt blamirt war, fand keinen anderen Rückweg als den: den General und die Agenten in einem milden und maßvollen Schreiben von Mitte Oktober aufzufordern, den in Florenz abgerissenen Faden der Verhandlungen wieder anzuknüpfen; und einige Tage später lezte Carnot gegen Rewbell und Barras durch, daß das Direktorium dem General ausschließliche Vollmacht ertheilte, mit Rom über Waffenstillstand und Frieden zu verhandeln. Bonaparte hatte sein Ziel erreicht; in der eifrigen Korrespondenz, die er mit dem in dieser Sache mit ihm gleichdenkenden Cacault unterhielt, ersuchte er ihn wiederholt, in seiner schwierigen Lage nur mit Geduld anzuharren. Aber die Gruppe Rewbell gab ihre doch längst als verfehlt erwiesene italienische Politik, besonders was Rom anging, nicht auf. Rewbell und Barras hatten sich nur deshalb in den mit Belmonte abgeschlossenen Vertrag gefügt, weil sie hofften, dadurch gründlicher gegen Rom vorgehen zu können; in der Sitzung vom vierten November forderten sie geradezu, daß Bonaparte nach der Ratifizirung des Vertrages mit Neapel sich sofort Roms bemächtigen und die weltliche Macht des Papstes vernichten solle, — eine Forderung, die auch dadurch völlig belanglos wurde, daß ein paar Tage später zusammen mit dem ratifizirten Vertrag ein besonderes Schreiben des Königs Ferdinand ankam, worin er ein großes Interesse für Rom bezeugte. Der Vertrag mit Frankreich stärkte ihn nur in seinem Entschluß, bei dem Direktorium für den Heiligen Stuhl energisch zu interveniren; er sandte Belmonte entsprechende Instruktionen, die der Bevollmächtigte zu sehr kategorischen Eingaben an das Direktorium verwertete.

Nachdem Bonaparte die Vollmacht des Direktoriums erhalten hatte, „warf er die Maske völlig ab und glaubte sich nicht länger verpflichtet, den Souverain, mit dem er Frieden zu machen wünschte, als alten Fuchs zu behandeln.“ Neben den offiziellen Weisungen, worin Cacault autorisirt wurde, neue Verhandlungen mit der päpstlichen Regierung anzubahnen, schrieb ihm der General unter seiner persönlichen Verantwortung: „Sie können ihn (den Papst) mündlich versichern,

daß ich immer dem Vertrag entgegen gewesen, den man ihm vorgeschlagen, und besonders nach der Art, wie verhandelt wurde; und daß auf meine besonderen und wiederholten Vorstellungen das Direktorium mich beauftragt hat, den Weg einer neuen Verhandlung zu eröffnen. Mein Ehrgeiz geht viel mehr dahin, den Namen des Retters als den des Zerstörers des Heiligen Stuhles zu erhalten.“ Leider verlockten die Erfolge Alvingis und die Schmeicheleien des neapolitanischen Hofkassiers Del Vasto den Vatikan, wo die streiklusternen Heißsporne wieder Oberhand bekamen, dieses Angebot abzulehnen. Statt dem Entgegenkommen des Generals nachzugeben, sang Rom an, nach allen Kräften zu rüsten, und zwar in herausfordernder Weise. Als der Papst eines Morgens den Offizieren der neugebildeten Bürgergarde begegnete, ertheilte er ihnen feierlich den Segen; „man sah nichts“, schrieb Cacault an Delacroix am Anfang des neuen Jahres, „als päpstliche Uniformen und Kokarden. Die Spiele der Kinder wiederholten überall die militärischen Uebungen“; am Dreikönigstage beging man, nach Azara, „in der Peterskirche das Fest der Fahnenweihe mit großartigem Pomp und Feierlichkeiten. Diese Fahnen tragen das Kreuz oder das Labarum Konstantins mit der Devise: In hoc signo vincos“; und am neunzehnten Januar traf der österreichische General Colli in Rom ein, um den Oberbefehl über sämtliche päpstliche Truppen zu übernehmen. Diese feindliche Haltung des Vatikans bewirkte schließlich auch einen Umschlag in dem Verhalten Bonapartes gegen Rom. Als Ende November der General Clarke, Bevollmächtigter des Direktoriums für die Verhandlungen mit Oesterreich und Träger eines geheimen Auftrages Carnots, im Hauptquartier erschien, um sich mit Bonaparte zu berathen, hatte Dieser schon beschlossen, gegen Rom ins Feld zu ziehen. Clarke ließ sich bald von der Wichtigkeit der Auffassung Bonapartes überzeugen und setzte in einem Brief an Carnot die Gründe auseinander, die ihn dazu bewogen. In den ersten Tagen des neuen Jahres entwickelt Bonaparte dem Direktorium seinen schon längst entworfenen Operationplan gegen Rom; am zwanzigsten Januar fängt er Briefe auf, die die zwischen Oesterreich und Rom geführten Verhandlungen bezeugen; er beordert jetzt eine Truppenabtheilung, sofort auf Rom zu marschiren und weist Cacault an, die Stadt binnen sechs Stunden zu verlassen.

Aus den Instruktionen Bonapartes an die Generale sowohl wie aus seinen zwei Proklamationen an das Volk und an die Regierungen, womit er seinen Einfall in den Kirchenstaat begleitete, geht deutlich hervor, daß er ihn nur als eine Deckung brauchen wollte, um die römische Angelegenheit nach seinem Sinn zu ordnen. Als er die Instruktionen Clarkes bekämpfte und also angeblich gegen seinen Freund im Direktorium, Carnot, ging, scheint er die Absicht gehegt zu haben, wie Du Teil schreibt, „Oesterreich die Ehre zu entziehen, Rom zu retten, weil er sie sich selbst reserviren wollte.“ Seine wahren Empfindungen bei diesem Feldzug dürften in den Worten enthalten sein, die er in einen Brief an Josephine schrieb: „Ich habe mich nie so gelangweilt wie in diesem elenden Krieg.“ Er hatte in seinen Ordres und Erlassen dem Volk, den Priestern und der Religion seinen Schutz feierlich zugesichert; die Truppen vergingen sich aber mehrfach in dieser Hinsicht, und zwar nach dem Beispiel der Offiziere; und Bonaparte sprach ihnen öffentlich seine Mißbilligung aus. Den französischen Priestern, die gegen den Bürgereid protestirt und sich nach dem Kirchenstaat ge-

klüchtet hatten, gab er die Erlaubniß, dort unangetaftet zu verbleiben, und verteidigte diese Maßregel vor dem Direktorium. Die einheimische Bevölkerung suchte er durch milde Behandlung zu freiwilliger Waffenstreckung zu bewegen.

Des weltlichen Reichgebietes des Papstes hatte Bonaparte sich rasch bemächtigt. Am sechzehnten Februar schlug er sein Hauptquartier in Tolentino auf, wo er die Bevollmächtigten des Papstes vorfand. Clarke und Cacault waren auch bei den Verhandlungen anwesend, auf deren Ausgang auch Belmonte, der sich auf dem Rückweg von Paris befand, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß geübt haben dürfte, durch die Vorstellungen, die er dem Auftrag seiner Regierung gemäß in mehreren Konferenzen mit dem General während der nächstvorhergehenden Tage gemacht hatte. Der Friedensvertrag wurde am neunzehnten Februar unterzeichnet. Cacault kehrte auf seinen Posten zurück und Bonaparte befahl der Armee, das Gebiet des Kirchenstaates zu räumen. Die revolutionäre Partei in Rom und die Gruppe Rembell-Barras in Paris waren von der Mäßigung Bonapartes wenig erbaut; man hatte die völlige Vernichtung der weltlichen Macht des Papstes und seine Verjagung erwartet oder gewünscht.

Ein halbes Jahr später griff Bonaparte wieder auf den Plan eines Versöhnungsbriefes zurück. Am neunten August ersuhr das Direktorium mit Staunen, daß der General ohne irgend welche Autorisation oder Instruktion den Vatikan in einem Schreiben dazu angefordert hatte. Er wohnte zu dieser Zeit im Schloß Nombello bei Mailand und hatte seinen Bruder Joseph bei sich. Dieser war im Mai zum Gesandten in Rom an Stelle Cacaults ernannt worden und trat Ende August seinen neuen Posten an. Schon am zweiten September schrieb ihm sein Bruder Napoleon: „Es wäre, glaube ich, sehr wesentlich für das Wohl Frankreichs und der Religion selbst, daß der Papst ein bestimmtes Breve erließe, um den Prälaten den Gehorsam gegen die Gesetze der Republik anzubefehlen. Da Sie nicht vom Minister des Auswärtigen zu diesem Schritt ermächtigt sind, so dürfen Sie nur Das, was meine Note bereits begonnen hat, weiter verfolgen, so daß, was Sie thun, nur davon die Fortsetzung ist.“ In die selben Tage fiel aber der Staatsstreik vom achtzehnten Fructidor. Die Gruppe Carnot, worin Barthélemy im Mai Le Tourneur ersetzt hatte, wurde aus dem Direktorium entfernt und die Gruppe Rembell-Barras alleiniger Herr der Regierung. Der Konkordatsgedanke war für lange Zeit bei Seite geschoben. Das neue Direktorium und der neue Minister des Auswärtigen, Talleyrand, wollten von Verhandlungen mit Rom auf dem religiösen Gebiet nichts wissen. Die revolutionäre Politik, „deren schlimme Wirkungen durch die Anstrengungen Bonapartes und Carnots aufgehalten worden waren“, siegte während der nächsten Jahre über ganz Italien. Sie fing sich damit aber nur in ihrem eigenen Neg, schlicht Du Teil sein Buß, „denn die zweite Koalition rief den Staatsstreik vom achtzehnten Brumaire hervor, der die Auflösung der Regierung herbeiführte — mit der Aufhebung der Konstitution vom Jahre III — und durch den Regierungsantritt des Ersten Konsuls dem Konkordat diesmal endgiltig die Wege öffnete.“

München.

Die Hanßon.



## Parteimoral.

Der Värm, der dem Tode des Kanonenkönigs folgte, ist verhallt, wäre ohne des Kaisers streitbare Totenklage schon früher verhallt. Nun aber kamen alle Stützen der Gesellschaft in Bewegung, Alle, die, wo ein Wille des Monarchen sich auch nur andeutet, mit einem Blick auf ihr Knopfloch bereit sind, Eifer zu zeigen. Guldigungstelegramme trafen aus Potsdamischen Arbeiterdrösern ein und der Kaiser konnte glauben, jede Dankdepesche würde ihm neue Wehrung der Volksliebe, obwohl gerade die besten Monarchisten sein temperamentvolles Thun diesmal nicht ohne Sorge betrachtet hatten. Während des Värmes wurde die Frage aufgeworfen: Ist es erlaubt, die persönliche Ehre des politischen Gegners anzugreifen? Der Redakteur des „Tag“, Herr Marx, hat geantwortet: Nein; und hinzugefügt: „Im eigenen Lager sei verkehmt, wer die persönliche Ehre des Gegners antastet. Das wäre das Ende der Verrohung des Parteikampfes; es wäre allerdings auch das Ende unserer jetzigen Parteien.“ Herr Heinrich Gast, der Apostel des neuen Menschheitsbundes, ging noch einen Schritt weiter; nicht nur die jetzigen Parteien: die Partei überhaupt klagt er an, die „die Einzelpersönlichkeit wieder zum Massenwesen herabdrückt, den Massengeist in ihm nährt und den Einzelgeist erdrückt.“ Nicht nur zwei einsam ihres Weges ziehende Idealisten sind es, die so zu uns sprechen. Was sie sagen, denkt eine stetig wachsende Schaar, die, vom Parteibetrieb angewidert, dem politischen Kampf überhaupt den Rücken gekehrt hat. Mich treibt eine andere Stimmung, die Aufsicht beider Lager im Streit, gerade weil ich ihnen persönliche Hochachtung entgegenbringe, zu bekämpfen. Ich halte die von ihnen besubelten Symptome nicht für Zeichen wachsender Kultur, sondern für Merkmale neurasthenischer Ueberkultur. Die Parteilosigkeit, die mit dem Abscheu gegen jede Partei als solche bemäntelt wird, ist für mich nichts Anderes als Furcht vor dem Kampf.

Dem wer den Kampf will, muß, gern oder ungern, auch die Partei wollen. Daß sie ein Uebel ist, wissen wir. Aber es giebt eben nothwendige Uebel, über die man schimpfen und wettern kann, die man sich aber gefallen lassen muß. Wer freilich der Kultur höchstes Ziel darin sieht, daß ein paar Sonntagskinder sich über das profanum vulgus erheben und alle Reize intimster Lebenskunst ausschlecken können, braucht keinen Kampf und keine Partei. Wo aber ein Glück erstrebt wird, das auch nur im schwächsten Widerschein der gesammten Menschheit erglänzen soll, da bräut der Kampf. Denn der Jubel Derer, die zu einer neuen Lehre schmören, weckt das Mißtrauen der Anderen, die sich in ihrem geistigen oder materiellen Besitzstand gefährdet glauben. Die feindlichen Heere stoßen auf einander. Im wilden Kampf kreuzen sich die Waffen. Nicht jeder Soldat kann sich vorher den auf dem heimischen Fehthoden eingeleserten Comment ins Gedächtniß zurückrufen. Hieb und Stich ist auch erlaubt, wenn die Bankrotte verletzt wird; die Hauptsache ist, daß der Hieb sitzt, der Stich trifft. Wenn Landsknechte, denen das Kämpfen zum Handwerk ward, raufen, ist's ein gemeiner, ekelhafter Tumult; stehen im Kampf aber Massen, denen die Sehnsucht nach hohen Zielen die Waffen in die Hand drückte, dann hat das Ringen andere Bedeutung, dann kann der Parteikampf durch sein Ziel geedelt werden.

Der Zweck heiligt die Mittel. Ich weiß: diese „Nesittenmoral“ weist heute jeder Mensch, der seinen guten Ruf bewahren will, weit von sich. Und

doch gilt das Wort, seit wir eine Menschenwelt haben; und doch wird es erst mit dieser Welt untergehen. Dort tadelt, daß Parteiführer im engen Kreis „objektive Urtheile über die Vorgänge des Tages, über die Maßnahmen der eigenen Partei“ fällen und öffentlich dann ganz anders sprechen. Die Thatsache ist unbestreitbar richtig. Aber Part irrt, wenn er annimmt, Das geschehe um der Masse willen; es geschieht um des Zieles willen. Kein denkender Mensch ver'aust sich einer Partei mit Haut und Haaren. Einzelne Programmpunkte hält Jeder für nebensächlich, vielleicht sogar für falsch. Aber höher als das Wort steht ihm der Geist. Ist solche reservatio mentalis schon Lüge? Ich glaube: Nein. Und nun stehen die Freunde im Kampf. Ich sehe: sie haben einen Fehler gemacht, und mißbillige diesen Fehler. Soll ich deshalb versuchen, ihre Reihen ins Wanken zu bringen, ihnen die stolze Zuversicht zu nehmen? Einen Augenblick zweifle ich vielleicht. Aber ich weiß, daß der Gegner vordringen wird, daß ich weiter denn je vom erstrebten Ziel entfernt sein werde; und da ich ans Ziel will, muß ich vorwärts, darf ich weder zurückbleiben noch die Genossen schwächen.

Die Sucher neuer Gemeinschaft im Geist des Rationalismus verdammen solches Handeln und sie haben den ganzen Wortschatz der Entrüstung des sonst auch von ihnen verhöhten Massenphilisterthums für sich. „Du sollst nicht lügen“, sagen, wie es ihnen in der Schule eingebrüllt ist, die Philister. „Du sollst Dein eigenes Ich nicht im Schlamm der Masse erlösen“, sagen die schwärmennden Propheten. „Masse“ wird hier mit „Partei“ identifizirt. Und doch bedeuten die beiden Worte verschiedene Dinge. Wer eine Partei gründet, will ja gerade möglichst Viele aus der stumpf dahintreibenden Masse lösen. Von der Herde zweigen sich die Parteigenossen ab. Sie bringen noch die alten Lebengewohnheiten, den alten Dredensinstinkt mit, aber in ihrem Hirn hat sich ein Fünkchen entzündet, das ihnen, in weiter Ferne vielleicht, des Strebens lohnendes Ziel zeigt. Wer Partei von Masse unterscheidet, kann nicht, wie Dort, sagen, der Parteiführer „ersticke um der Masse willen, im Bann der Partei, unbewußt in sich das Eigenempfinden und die Eigenmeinung, er streiche gleichsam die eine Hälfte seines Wesens zu Gunsten der anderen“. Nein: er ersticht und streicht gar nichts von seinem Wesen, sondern bedenkt nur, daß die Parteigänger eben erst aus der Masse kamen und die Spur solcher Herkunft noch an sich tragen; mit vollem Bewußtsein richtet er danach sein Reden und sein Verschweigen. Auch unreifen Kindern verschweigen Eltern und Lehrer Manches, schildern sie, schon um es zu vereinfachen, Manches anders, als sie es in der Wirklichkeit sehen, — und Niemand schilt sie deshalb Lügner. Der politische Pädagoge muß damit rechnen, daß die Mehrheit seiner Parteierbe noch in den vom Massenempfinden geschaffener Vorstellungen lebt, in einem Kindheitsstadium, und daß diese Mehrheit für den Kampf nicht zu entbehren ist. Die treibenden Faktoren in der Geschichte sind vom menschlichen Willen unabhängige Kräfte und ihr Werkzeug sind die Massen. Dunkle Triebe zwingen sie, zu thun, was dem bewußteren Sinn die Entwicklungslinie vorzeichnet. In diese wogenden Massen fallen die Saatkörner der Ideen aus den Köpfen einzelner Individuen. Nur wenn der Boden bereitet ist und der Stand der Entwicklung es erlaubt, geht die Saat auf und die Masse nimmt die Einzelnen als Lenker ihrer Geschichte hin. Sind diese Bedingungen noch nicht erfüllt, dann verschlingt die Masse das Individuum, das sie noch nicht begreifen kann. Nur da, wo im Massenchoß eine Idee zu keimen beginnt, kann eine Partei entstehen.



Und ist sie entstanden, hat jedes ihr angehörende Individuum eine mehr oder weniger bestimmte Vorstellung von seinem Lebenszweck und Ziel erhalten: sollen dann die Führer dieses Glücksgefühl mit Skrupeln und Zweifeln zerstreuen und Menschen, deren Leben Inhalt zu erhalten begann, wieder in das dumpfe Massenbafeln zurückstoßen, — nur, weil sie die Unlustgefühle nicht ertragen können, die ihre Kulturwelt empfindet, wenn sie nicht immer die volle Wahrheit sagen dürfen und Manches verschweigen müssen? Nicht nur die Einzelnen würden unter solchem Handeln leiden; nein: die Idee selbst, die nur durch die Masse zu lebendiger Wirklichkeit werden kann, würde getödtet, ehe sie noch zu vollem Leben erwachte. Nicht eine Schwärmerästhetik, sondern der Blick auf das Ziel hat die Wahl der Kriegstaktik zu bestimmen; das Ziel, die Idee heiligt die Mittel. Freilich: nur aus Großem kommt heiligende Kraft. Wer für ein kleines Sonderinteresse sacht, darf sich nicht einbilden, er kämpfe für heilige Güter.

Ist nun der Angriff auf die persönliche Ehre des Gegners ein im Parteikampf erlaubtes Mittel? Immer und überall ist es benutzt worden, von allen Parteien, auch von denen, die jetzt so ungemein ehrbar thäten. Hundert Beispiele, der widrigsten Art sogar, wären aus der Geschichte der Ordnungspartei leicht anzuführen. Den Verleumder, der wider besseres Wissen die Ehre abspricht, wird Niemand loben; die Verleumdung, die stets kurze Beine hat, schädigt auf die Dauer Idee und Ansehen der Partei und kann schon deshalb, nicht nur aus moralischen Gründen, nie als eine gute Waffe empfohlen werden. Die Antastung der persönlichen Ehre aber ist ein altes, vom Kriegrecht zugelassenes Mittel und oft gar nicht zu vermeiden. Besonders da nicht, wo den vorwärts Drängenden eine nur durch die Persönlichkeit des Führers zu einer gewissen Macht gelangte Schaar entgegentritt. Diese Fälle sind selten. Starke Parteien wachsen aus Masseninteressen, nicht aus Persönlichkeiten hervor; und diese Interessen bleiben, auch wenn die Führer diskreditirt und beseitigt werden. Doch selbst hier ist der Kampf gegen Personen nicht nutzlos, wenn er hinter den Phrasenscheitern das nackte Interesse erkennen lehrt. Niemand darf mir verargen, daß ich zeige, wie viel ein für hohen Kornzoll kämpfender Großgrundbesitzer, ein für Stottenvermehrung agitirender Panzerplattenlieferant an solchem Thun für die eigene Tasche verdient. Niemand darf mich schelten, wenn ich sage: Dieser Mann, der den großen Patrioten spielt, hat unseren Feinden Waffen verkauft oder unseren Konkurrenten die Rohstoffe billiger gegeben als der heimischen Industrie; und er hats gethan, weil er damit seine Einnahmen erhöhte. Solcher Kampf ist nicht lieblich zu schauen. Der Zweck politischer Kämpfe ist aber auch nicht, der Schaulust ein ästhetisches Vergnügen zu bereiten. Beweise ich meine Behauptung, so schade ich der feindlichen Idee und nütze der, die mich ans Ziel führen soll. Das Gewimmer, man solle die Person von der Sache trennen, gehört in die Kinderstube; Erwachsene wissen, daß solche Trennung nur selten möglich ist.

Und wenn wirklich ein Kampfgetümmel gegen die Salomanstandregel geündigt wird: muß man dann alles Parteiwesen verlassen und thun, als nahe der Weltuntergang? Schwerer und in ihren Folgen gefährlicher scheint mir die Sünde Derer, die sich nicht schämen, über die wichtigste Kulturbewegung unserer Tage dem höchsten Vertreter des Staates dreiste Lügen ins Ohr zu flüstern.

Georg Bernhard.

## Selbstanzeigen.

**Gottsched-Halle.** Vierteljahrschrift der Gottsched-Gesellschaft. Erster Jahrgang, Heft 1 bis 4. Berlin 1902, Gottsched-Verlag.

Während die Gottsched-Gesellschaft mit einem Bestande von 115 Mitgliedern (die nicht nur auf eine Reihe von Städten des Reiches, sondern auch auf das Ausland, bis nach Asien und Australien hin, vertheilt sind) in ihr zweites Lebensjahr eingetreten ist, schloß die „Gottsched-Halle“ ihren ersten Jahrgang ab. Vier Hefte sind in vornehmster Ausstattung erschienen, die im Dienste der Gottsched-Bewegung ihre Schuldigkeit gethan und sich zugleich als einen begehrten Artikel für Bücherfreunde erwiesen haben. Von Aufsätzen über Gottsched hat dieser erste Jahrgang enthalten: Gottscheds Pyrit; Die Gottsched-Bewegung; Gottsched als Shakespeare Kritiker. Ihnen gesellen sich ferner sieben Gruppen „Gottsched-Worte“, wuchtig geprägte Sätze aus den Schriften Gottscheds, die weder im „Gottsched-Denkmal“ noch im „Kleinen Gottsched-Denkmal“ noch in dem Werke „Gottsched der Deutsche“ enthalten sind und deren in jedem Jahrgang etwa sechs bis acht Gruppen veröffentlicht werden sollen. Die Abtheilung „Deutsches Schriftthum im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert“ bietet eine der großen Satiren Gottscheds und Charakteristiken der „Patrioten“, Kaspar Ziegler's und Adam Clearius', die zugleich dem Leser mit reichen Citaten nah gebracht werden. Die Gottsched-Halle wird, zugleich mit dem alljährlich erscheinenden Bande der Gottsched-Schriften, an alle Mitglieder der Gottsched-Gesellschaft geliefert, die einen Jahresbeitrag von mindestens sechs Mark leisten. Anmeldungen sind zu richten nach Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 36 a, an den unterzeichneten Ersten Vorsitzenden der Gottsched-Gesellschaft

Eugen Reichel.



**Auguste Rodin.** Eine Studie. Heitz & Mündel, Straßburg.

Mein neues Buch ist in gewissem Sinn eine Fortsetzung meiner Ringer-Biographie. Wurde in dem älteren Buch hauptsächlich der Kultur- und Weltanschauungswert der bildenden Kunst betont, so soll sie hier von der Seite des rein Sinnlichen betrachtet werden. In letzter Zeit hat es nicht an Versuchen gefehlt, Rodin dadurch in Deutschland zu popularisieren, daß man ihn als eine germanische Natur für uns in Anspruch nahm. Dieser durchaus irrigen und unberechtigten Anschauung bin ich nach bestem Wissen entgegengetreten und habe nach bester Kraft versucht, ein klares und knappes Bild von der reichen Wirkksamkeit des französischen Bildhauers zu geben.

Lothar Brieger-Wasservogel.



**Richard Wagner und die Homosexualität.** H. Bardorf, Berlin.

Mein Buch will um Mitleid werden für einen Großen, der, weil er in der Sinnlichkeit die Sünde sah, mehr als irgend ein anderer Mensch am Leben gelitten hat. Aber näher als Wagner stehen mir die Menschen unserer Tage, die gleich ihm unter ihrem Triebleben leiden. Und von ihnen stehen mir am Nächsten die Homosexuellen, deren Leiden noch durch falsche Beurtheilung ihres

Triebbens oft vergrößert werden. Und so möchte mein Buch auch in beider-  
 dener Weise dazu beitragen, die richtige, wissenschaftliche Ansicht über die Homo-  
 sexualität und die Homosexuellen zu verbreiten.

Stadthagen.

Hans Buchs.



**Richard Dehmel.** Verlag von Gose & Teylaff, Berlin. Preis: 1 Mark.

Die Absicht dieser Schrift ist, denen, die in Dehmels Kunst eine Be-  
 stätigung ihrer tiefsten Natur erlebt haben, ein paar deutende Worte für dieses  
 Erlebnis zu reichen. Das Kulturziel, um das in Dehmels Kunst gerungen wird,  
 und die Mittel, mit denen dieser Kampf uns sinnlich-seelisch fühlbar gemacht  
 wird, habe ich darzustellen versucht. Eine eigentliche „Erklärung“ seiner Werte  
 und des Verhältnisses von Dichter und Dichtung in seinen Werken bleibe den  
 Philologen der Zukunft vorbehalten; denn schon heute darf man wohl als gewiß  
 ansehen, daß die Nachwelt (und also wohl auch ihre Germanistenzunft) gezwungen  
 sein wird, sich mit Richard Dehmel zu befassen.

Julius Bab.



**Durch Indien ins verschlossene Land Nepal.** Mit 277 Abbildungen nach  
 „Auszug aus dem Verfaßten.“ Leipzig, G. Hirt & Sohn. 1/2 Mark.

Durch die Bezeichnung „Ethnographische und photographische Studien-  
 blätter“ wollte ich dies Werk in Gegensatz zu meinen früheren „Indischen  
 Gletscherfahrten“ stellen, die eine fortlaufende Schilderung meiner Erlebnisse im  
 Himalajagebirge geboten hatten. Die Mehrzahl der Leser muß sich aber die  
 Zeit zur Lecture — und noch dazu oft in beträchtlichen Pausen — förmlich  
 stehen und deshalb scheinen mir abgegrenzte Kapitel mit in das bestimmte Ge-  
 biet hineinspielenden, bezeichnenden Reisebegebenheiten dem Bedürfnis mehr  
 entgegenzukommen als langathmige, endlose Reiseberichte, zumal, wenn es sich,  
 wie bei mir, gar um Beobachtungen auf vier Indienreisen handelt. Daß trotz-  
 dem ein unterhaltendes und kein Lehrbuch daraus wurde, dafür sorgte der  
 Dramatiker und der Schalk in mir. Wenn ich Anekdotlein und Scherze, ja,  
 selbst galante Abenteuer zwischen die ernsthaften Thatsachen und die daraus  
 gefolgerten Schlüsse streute, so ist Das ganz einfach Kochkunst, nicht Frivolität;  
 Reiseknödel können nur durch Curry-Gewürze verdaulich gemacht werden. Welcher  
 Laie hätte wohl Neigung, sich für das Brahmanenthum zu interessieren? Lust  
 aber die Hanshälterin des indisch freisirten Herrn Pfarrers durch die Thürklinge, dann  
 erwacht in Manchem der Wissensdurst und er tritt der brannen Heluba behutsam  
 näher; dann sind alle Theile zufrieden: der Leser ergötzt sich und merkt kaum,  
 wie ihm der Autor dabei seine Kenntnisse aufpakt. Mag sein, daß diese Methode  
 dilettantisch genannt wird; und sicherlich schrumpft manches Pedantennäschen  
 darob zu einer Nuschel zusammen; aber mein Verfahren scheint mir zweckmäßig  
 und zeitgemäß. „Sprenkeln für die Droffeln!“ Wenn ich die Tricks der indischen  
 Zauberer, die Geheimnisse der Tempeltänzerinnen oder diskrete Vorgänge in den  
 Plantagen ausplaudere, so thue ichs, damit die ernststen Wahrheiten der Welt-  
 geschichte, die Kulturthatsachen und die Schilderung indischer Zustände mit ihrer  
 Fülle inhaltsschwerer Fragen ein lesemüthiges Publikum finden; freilich konnte  
 ich viele dieser Fragen, die, wie die Frauenbewegung in Indien oder das Ver-

hältniß der Engländer zu den Indern, ganze Bände zu ihrer Erschöpfung erfordern, nur streifen, aber selbst eine Skizze will heutzutage mundgerecht gemacht sein. Der Bücher mit leichtster Kost giebt es zu viele, ernsthafter Leser nur wenige. Immerhin, so hoffe ich, wird der Kenner auch hier bestätigt finden, daß Niemand so heiter sein kann wie der Ernste und daß Freude nicht Dummor wird ohne ein Körnlein von Wehmuth, von Schmerz und Entsagung. Ganz sicherlich ist mir wehmüthig zu Sinn, wenn ich, die delikate Feinfähigkeit der Hindus schildernd, leise flüstere: Wie wohl thut es dem aus dem modernen Deutschland Kommenden, Takt und Rücksichtnahme zu finden! Auch die Gerechtigkeit hätte ich anführen können. Wenn mein Buch einen Vorzug hat, so ist's der, daß es Keinem zu Liebe und Keinem zu Leide geschrieben ist, — nur der Wahrheit zu Liebe. Ein kurzes Proöchen der Darstellung:

„In Tschitlong traf ich ein ungeheures Getümmel. Auf die Paremsdamen, Treiber und Elefanten folgte hier die Meute mit den Hundewärtern und Büchsenspannern, die in Tschitlong ihr Nachtlager beziehen sollten. Meine Augen waren aber von der blendenden Sonne so entzündet, daß sie schmerzten und ich schleunigst das Kasthaus aufsuchen mußte. Ich kletterte die Stiege zu dem unsauberem, durch Fensterladen verbunkelten oberen Stockwerk empor und setzte mich erschöpft in eine Wandnische, um die Ankunft der Kulis abzuwarten, die mich nun schon so oft durch ihr Zurückbleiben verstimmt und geschädigt hatten; ich fühlte mich ernstlich unwohl und wachte, wie wenig mit solchen Zuständen in diesem Klima zu spaßen ist. Plötzlich klrerten Ketten in dem unteren Treppenraum, Hunde kläfften und ich hörte, wie ein paar auf der Treppe zurückbleibende Jäger, die mich in dem herrschenden Dämmerlicht nicht bemerkten, ihren auf Leoparden dreifirten Bluthunden die Ketten lösten; sofort stürzten die Röter die Treppe vollends herauf und auf mich los. Die Hundewärter kreischten entsetzt auf, als sie durch meinen Zuruf meine Anwesenheit erfuhren, und sprangen auch sogleich an meine Seite, um mit ihren Drahtpeitschen wie unsinnig auf die Rücken loszubreschen, die sie auch glücklich in eine Ecke zu prügeln und wieder an die Kette zu legen vermochten. Ich hatte schon früher einmal genug von Wolfs- hunden in den siebenbürgischen Karpathen zu leiden gehabt und war gar nicht begierig, mit Röttern, die mit Tigern und Rhinocerosen verkehrten, in nähere Berührung zu kommen. Die gewaltige Aufregung hatte aber wenigstens das Gute gehabt, mich gründlich in Schweiß zu bringen, worauf ich mich wesentlich wohler fühlte und auf einem Bettgestell, das die Hundewächter herbeischleppten, in Schlaf sank. Als ich aufwachte, stand mein Tragstuhl neben meinem Lager und gierig fiel ich über die Orangen her, während ein Oxtailragout und andere Vorkerbissen aus meiner Konservenliste warm gemacht wurden. In der Hoffnung, daß ich in der staubigen Pampa voll Spinnweben und Ungeziefere die Nacht zubringen würde, schleppten die Kulis mein ganzes Gepäc die Treppen herauf, erschrafen aber nicht wenig, als ich ihnen rundweg erklärte, daß ich ihr beständiges Zurückbleiben mit den für mich nöthigsten Sachen satt hätte und noch am selben Abend über den Tschandragripah bis nach Thantot wolle. Ganz abgesehen von der Unsauberkeit des Ortes, hätte mir auch das unaufhörliche Gekläff aus Hunderten von Hundefehlen keine angenehme Nachtruhe vergönnt.“

## Hoffen und Harren.

Die ersten Börrentage des neuen Jahres brachten gute, zuverlässige Stimmung und fast allen Gebieten Kurssteigerungen. Man that, als leide man nicht einmal mehr an den Nachwehen einer Krise, als sei an einem neuen, nahen Aufschwung nicht länger zu zweifeln. Ein wichtiges Ereigniß hat der Neujahrstag freilich der Börsenmenscheit beschert: den wirthschaftlichen Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn, den beiden von einem Herrscher regirten, doch im Wesen grundverschiedenen Ländern. Wenn dieses Heft erscheint, werden die Einzelheiten des Ausgleiches wohl bekannt sein. Ungarn wird sich nicht mit winzigen Konzessionen abfinden lassen: daß die ungarische Staatsrente in Oesterreich nicht mehr besteuert wird, ist schon ein wesentlicher Vortheil für Transilvanien. Herr von Koerber mußte schließlich nachgeben, wenn er die Wirthschaftsbasis des Reiches nicht gefährden wollte. Die Trennung der Zollgebiete wird über kurz oder lang aus wirthschaftlichen Gründen unvermeidlich werden. Die zwischen Oesterreich und Ungarn bestehenden Gegensätze haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Ostleibern von Westleibern scheidenden; nur streben die Ungarn mit einer wahren Wuth nach Stärkung und Erweiterung ihrer jungen Industriekultur. Sie fordern für ihren Agrarexport große Konzessionen von Oesterreich, wollen der österröichischen Industrie aber ihr Land nicht als bequem zugängliches Absatzgebiet überlassen, sondern es, hinter Schutzzollmauern, zu verstärkter industrieller Leistung erziehen; und natürlich sehen sie in der Nachbarindustrie den gefährlichsten Konkurrenten. Dieser Gegensatz ist auf die Dauer nicht zu überbrücken und bei der Wirrnüß aller österröichischen Verhältnisse wird im günstigsten Fall der Friede nicht länger währen als das Leben des Kaisers Franz Joseph. Doch solche Zukunftsorgen liegen der Börse fern; ihr genügt die Thatfache, daß der Ausgleichshaber einstweilen zur Ruhe gekommen ist. Die Folge war, daß der Kurs der Kreditaktien um eiliche Prozent stieg; und dadurch wurde die Aufmerksamkeit unseres Börsenpublikums wieder einmal auf dieses Papier gelenkt, das, trotzdem es nur schmale Dividende giebt und auf ein rückständiges Land angewiesen ist, dicht an 220 steht, höher also als die besten deutschen Bankaktien, die doch auf viel sichererer und moderater Grundlage ruhen. Der Uneingeweihte steht vor einem Räthsel; er weiß nicht, daß die Kreditaktie ihre Höhe nicht etwa besonderer Werthschätzung, sondern börsentechnischen Gründen verdankt. Ein beträchtlicher Theil dieser Aktien ist im Besitz der Familie Rothschild, große Mengen sind als feste Anlagen namentlich in Süddeutschland und Oesterreich untergebracht, effektive Stücke fehlen und die Spekulation in Kreditaktien bewegt sich also stets auf einer schwanken Basis. Die Contremine aber ist gelähmt; jeder kleinste Erfolg kann dazu führen, daß sie in einer unzerreißbaren Schlinge erdrosselt wird.

Der Kurs mancher unserer führenden Industripapiere ruht auf nicht minder unsicherem Grund; nur ist, wenn man von dem großen Posten Lauras-Aktien absteht, den die Familie Henschel-Donnerösmarck besitzt, der Mangel an Stücken hier nicht durch die gute Placirung der Papiere gewissermaßen natürlich entstanden, sondern künstlich durch die Börsengesetzgebung herbeigeführt worden. Der Laurahütte, dem Bochümer Gußstahl-Verein und unseren großen Kohlenwerken mag man Ausnahmestellungen einräumen, die einen hohen Kurs rechtfertigen; doch selbst den

Optimisten muß ein geheimes Grauen anwandeln, wenn er sieht, welche Kurs-  
sprünge all die kleinen Industriewerthe täglich auf dem Kassamarkt machen.  
Wie am Ende des alten, so ist auch im neuen Jahr aber die Börse froher  
Hoffnungen voll und rühmt sich, von je her sei eine ihrer schönsten Aufgaben  
gewesen, die wirthschaftlichen Konjunkturen voranzuzahnen. Das ist an sich richtig;  
nur pflegte die Börse sich früher an bestimmte Thatfachen zu halten, die auch  
dem ernsteren Beobachter als wesentliche Symptome gelten konnten. Wo aber  
sind heute solche Merkmale nahender Besserung? Nicht einmal auf eine ungemöthliche  
Geldflüssigkeit, die ja stets als der Vorbote eines neuen Venzes begrüßt wird, darf  
man hinweisen; am Jahreschluß war Geld sogar recht theuer und der letzte Aus-  
weis der Reichsbank lehrt deutlich, wie schwierig unsere Finanzlage noch immer ist.  
Auch der Blick auf die industrielle Entwicklung bietet unbefangenen Augen noch  
kein tröstendes Bild. Dürre ringsum. Stolz erzählt man, in einigen Bezirken der  
Textilindustrie gehe es besser; wer genau hinsieht, wird bald merken, daß nur  
ein dünner Strichregen Befruchtung gebracht hat. Einzelne sächsische Fabriken  
haben ausreichende Arbeit, aber am Rhein klagen die Fabrikanten; und die Vohn-  
herabsetzung, mit der die Arbeiter der Krefelder Sammetfabriken zu Neujahr  
beschenkt wurden, ist ein unzweideutiges Zeichen der Zeit. Gerade der Segen,  
der vereinzelt Theilen der Textilbranche zugefallen ist, sollte zum Nachdenken  
anregen. Sieht man von der nicht unbedeutenden Nachfrage für amerikanische  
Rechnung ab, so findet man leicht, daß auch hier die Entwicklung nicht für  
eine allgemeine Gesundung des deutschen Wirthschaftsorganismus spricht. Zu-  
nächst ist zu bedenken, daß Herbst und Winter die Konfektionindustrie endlich für  
schlechte Jahre entschädigt haben; und ferner hat die Modethorheit den greizer  
Webereien einen Theil der Kundenschaft nach Sachsen vertragen. In der Gunst  
des Publikums sind die bisher beliebten einfarbigen englischen Stoffe von bunteren  
abgelöst worden. Dieser Modewechsel hat den sächsischen Fabriken zu thun ge-  
geben; einzelnen Fabriken wenigstens, die nun im Schein neuer Leppigkeit prangen,  
weil sie zufällig liefern können, was die Mode verlangt.

Auf allen anderen Gebieten sieht es noch immer grau und kahl aus. Die  
letzte, enthusiastisch begrüßte Preiserhöhung der schlesischen Werke entpuppt sich  
immer mehr als ein geschickter Schachzug im Kampf gegen die Händler. Die  
einzige Hoffnung bleibt Amerika, dessen Niesenbedarf gar kein Ende zu nehmen  
scheint und dessen Wirthschaftshimmel schon wieder von dem Gespenst eines Massen-  
striktes der Kohlengräber beschattet wird. Die europäischen Börsen glauben offen-  
bar an die Dauer der amerikanischen Hochkonjunktur; aber sie stellen sich wenig-  
stens gläubig und preisen mit viel schönen Reden den leuchtenden Stern. Und  
doch klang die erste Nachricht, die im neuen Jahr über den Ozean kam, nicht  
sehr erbaulich: der Stahltrust will 25000 seiner Vorzugsaktien zum Kurs von  
82½ seinen Angestellten zum Bezug anbieten. Das sind die selten Aktien, die  
Morgans Agenten mit Ausbietung aller Beredsamkeit in Europa nicht loswerden  
konnten und für die der Trustautokrat, wie er jetzt wohl einzieht, selbst weit  
unter Pari auch in Amerika keine Liebhaber zu finden vermag. Ein gutes Zeichen  
scheint mirs nicht, daß die Geldkönige der Vereinigten Staaten plötzlich das  
Bedürfnis empfinden, ihre Hörigen am Herrentisch miteßsen zu lassen.



## Telegraphische Politik.

Wenn dem Fürsten Bismarck eine Kabeldepesche vorgelegt wurde, deren Inhalt ihm nicht sehr beträchtlich schien, pflegte er mit dem Niesenbleistift an den Rand zu schreiben: „Was kostet das Telegramm?“ Der Betrag wurde gemeldet; und dann hieß es oft: „Kann der Absender selbst bezahlen; ich habe kein Geld für Depeschen, deren Inhalt mich auch auf dem Wege der Briefpost früh genug erreicht.“ Der Kanzler liebte die Diplomaten nicht, die wegen jeder Kleinigkeit den elektrischen Draht bemühten; der Depeschenstil, meinte er, vermischte alle feineren Nuancierungen und sollte nur in Nothfällen angewandt werden. Bald nach Bismarcks Entlassung zeigte der Etat des Auswärtigen Amtes eine auffällige Erhöhung der Depeschenkosten. Die Zahl der diplomatischen Berichte — wenigstens der offiziellen — hatte sich verringert; dafür telegraphirte man mehr als früher. Das war für Diplomaten, die aus der Arme und vom Landgericht kamen, bequem, weil es ihnen die subtile Wiedergabe entstandener Stimmungen ersparte. Auch war, wo die Routine fehlte, rascher Rath in diskreten Angelegenheiten manchmal nöthig; ein Beispiel: als der Kolonialdirektor Kaiser an einen der kleinen Regentkönige zu schreiben hatte, fragte er telegraphisch eine hamburger Firma, ob er den schwarzen Herrn als eine Majestät oder nur als eine königliche Hoheit anzureden habe. Jetzt hören wir häufig, der vierte Kanzler halte sich streng an die bismarckische Tradition. Mag sein; trotzdem der Einfall, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zuzumuthen, er solle sich als Schiedsrichter im Venezuela Streit dem Süden verhasst machen, dem ersten Kanzler wohl eben so wenig wie mancher andere gekommen wäre, der in den Staatskanzleien ein Schütteln der Köpfe bewirkte. In einem Punkt ist das Auswärtige Amt jedenfalls der Mode des Caprinismus treu geblieben: es wird forttelegraphirt: eifriger noch als einst nach dem März des Jahres 1890. Der Reichstag hat sich mit den Etatsüberschreitungen des Rechnungsjahres 1901 zu beschäftigen. Aus dem Abschluß geht hervor, daß — falls nicht etwa ein Druckfehler die Ziffer fälscht — das Auswärtige Amt eine Mehrausgabe von 698000 Mark gehabt hat: „in Folge des starken, durch die Wirren in China bedingten Depeschenverkehrs mit den kaiserlichen Vertretungen in Ostasien, speziell mit der Gesandtschaft in Peking.“ Natürlich, denkt der Leser; in Kriegszeiten wachsen eben die Kosten auf allen Gebieten der politisch militärischen Organisation. Ganz schon. Erstens aber wurde für den gesammten Depeschendienst des Auswärtigen Amtes früher noch nicht einmal die Hälfte des jetzt nachgeforderten Betrages in den Etat eingelegt. Zweitens kann sich nur um diplomatische Telegramme handeln, denn die militärischen sind zu den Kriegskosten gerechnet worden und sollen uns einst von den Chinesen bezahlt werden, die ja vielleicht die Güte haben, die leichteren Vertragspflichten zu erfüllen. Und drittens darf man wohl fragen, ob es durchaus nöthig war, an jedem Tag durchschnittlich 2000 Mark für Depeschen von und nach China auszugeben. Einzelne dieser Depeschen sind ja in der Presse veröffentlicht worden. Als Peking besetzt und unserm dortigen Geschäftsträger auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Drahtwege angegrigt war, ihm und seinen Beamten feine Orden verliehen, lasen wir die folgenden Sätze: „Erhalte sorben Allerhöchstes Telegramm und beehre mich, gehorsamst zu bitten, meinen allerunterthänigsten Dank für die mit

in Gnaden zu Theil gewordene hohe und ungewöhnliche Auszeichnung Seiner Majestät dem Kaiser und König hochgeneigtest zu Füßen legen zu wollen. Sämmtliche Mitglieder der Gesandtschaft schließen sich meinem unterthänigsten Dank für die huldreichen Worte kaiserlicher Anerkennung unseres Verhaltens in Zeiten enfter Gefahr an und Jeder ist von freudigem Stolz erfüllt, seinen Posten halten und vertheidigen zu können“. Die stilistische Leistung braucht uns hier nicht zu kümmern. Kam diese nervöse Seligkeit aber nicht in einem Briefverschluss noch zur rechten Zeit an ihre Adresse? Im Verkehr mit China beträgt die Wortage sechs Mark. Das Danktelegramm hat also ungefähr 500 Mark gekostet. Schon am nächsten Tag aber lasen wir einen neuen Dankbericht, dessen erster Theil nach der Angabe der Zeitungen lautete: „Die Mitglieder der Gesandtschaft danken Euer Excellenz ehrenbietigst für die gütigen Glückwünsche und für die hohe Anerkennung, die ihrem Verhalten in ernstern Zeiten seitens der kaiserlichen Regierung zu Theil geworden ist“. 31 Wörter — 186 Mark. Graf Bülow, der Empfänger dieser Depeschen, wußte, daß wichtige Telegramme, weil das asiatische Kabel überlastet war, damals Tage lang in Tientsin liegen blieben. Dennoch scheint er an der kostspieligen Phraseologie nichts zu tabeln gefunden zu haben; sonst hätte er sie — und ähnliche — nicht der Kritik zugänglich gemacht, sondern in den Aktenschränken verborgen und unsere Asiaten gebeten, ihren Bedarf an Ausdrücken dankbarer Ergebenheit künftig nicht auf Reichskosten zu decken. Vor der Anschuldigung, sie hätten durch Wortkargheit die feineren Nuancirungen vermischt, sind Telegraphisten dieser Sorte ja sicher; unter Bismarck aber wäre ihnen wohl die Lust an der Phrase ausgetrieben worden. Wenn so gewirthschaftet wird, darf man sich über die Steigerung der Ausgaben nicht wundern. Die Budgetcommission des Reichstages und der Rechnungshof aber sollten diesen Dingen verschärfte Aufmerksamkeit schenken. Im Reichstag sitzen ja ein paar stärkere Diplomaten; vielleicht gestattet ihnen, auf deren Diskretion er sich verlassen kann, der Kanzler, den Depeschenwechsel durchzusehen, der die Nachforderung von 698 000 Mark nöthig gemacht hat. Wahrscheinlich fänden die Herren dann, daß erstens zu viele Depeschen abgeschickt und zweitens in denen, die nicht zu vermeiden waren, zu viele Kurialien angewandt wurden. So sparsam wie das alte Preußen braucht das Deutsche Reich ja nicht zu sein. Da früher aber die winzigsten Beträge, selbst wenn es sich um Schnapftabak für den Marschall Roltke handelte, beanstandet wurden, sollte man jetzt das Geld nicht zum Fenster hinauswerfen. Allzu reich sind wir gerade heute nicht; und auch im Interesse des Dienstes ist es nicht wünschenswert, daß jeder Geschäftsträger seine ersten Impressionen schnell beim Draht anvertraut. Ein Diplomat soll wissen, was er zu schreiben, was zu telegraphiren hat, und alles Entbehrliche in seinen Berichten sparen. Wenn der Reichstag sich der Sache rasch annimmt, kann er neues Unheil verhüten. Noch ist ja nicht abzusehen, wie lange vor Venezuela das Kriegsspiel dauern wird; vielleicht, bis John Bull und Bruder Jonathan sich geeinigt haben und sich die Südstaaten in der dankbaren Rolle des *pacemaker* präsentiren, der dem Erobererdrang der bösen Deutschen den Rostraum nimmt. Einstweilen lesen wir täglich von neuen Erfolgen, von neuen Schlägen, die den Handel, die Schifffahrt des verschuldeten Landes treffen; offenbar hofft man, auf diesem Wege zu seinem Geld zu kommen. Und jedes telegraphirte Wort kostet sieben Mark und achtzig Pfennige.